Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Neunzehnter Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1843.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bruder Jakob.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Derweil ein Einz'ger lebt von seinem Spielgewinn,
Sieht tausend Spieler man vor Hunger sterben hin
Der Spieler von Regnard.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1843.

Lindauer'sche Bibliothek

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Eine Hochzeit in Cadran-Bleu. — Die Familie Murville.

Mitternacht hat geschlagen; woher doch dieses Freudengeschrei, dieser laute Jubel, dieses Hellauf, diese Musik, diese Gesänge, dieser Lärm?... Haltet einen Augenblick auf dem Boulevard vor dem Cadran-Bleu, macht es wie die guten Leute, welche allen Hochzeiten, allen Gastereien, die bei den Restaurateurs des Boulevard du Temple gegeben werden, beiwohnen, indem sie vor den Fenstern oder auf der Straße hin- und hergehen, und auf diese höchst erquickliche Art und Weise der Aussicht auf eine englische Chaine, einen Walzer oder auf eine Milch-Chokolade genießen; freilich riskiren sie auch dabei, von den Vorübergehenden gestoßen, von den Wagen mit Koth bespritzt und von den Kutschern angeflegelt zu werden.

Aber um Mitternacht sind die Pflastertreter, die Gaffer oder Maulaffen (kurz, wie man diese Strolche benamsen will) längst untergesessen; vor dem Thore des Cadran-Bleu bleibt nichts mehr stehen, als die Fiaker oder Extra-Miethkutschen, je nach der größeren oder geringeren Bedeutung, welche sich die Eingela-

denen beilegen wollen. Um diese Stunde jedoch wird erst das Gemälde pikanter, wechselvoller, belebter; denn nur dann beginnt man Bekanntschaft zu machen.

Nun denn, wird man mich fragen, was ist denn der Grund dieser Gesellschaft im Cadran-Bleu? Ists ein Namensfest, ein Jahrestag, ein Vereinsmahl? — Besser als alle das: es ist eine Hochzeit.

Eine Hochzeit! . . . Wie viele Betrachtungen erregt doch dieses Wort! wie viele Hoffnungen und Erinnerungen erzeugt es! wie schlägt dabei das Herz des jungen Mädchens, das den Augenblick nicht erwarten kann, wo es die Heldin dieses festlichen Tages sein und mit dem Myrten- und Orangenzweig sich bekränzen wird, jenem Symbol der Züchtigkeit und Jungfräulichkeit, das leider schon so manchen Gatten betrog, der aus gutem Grunde auf jenes Zeichen nicht stolz ist. Wie betrübt dagegen der Anblick dieser Feier mancher erst seit zwei Jahren verehelichten jungen Frau, die das Glück bloß noch in der Erinnerung kennt! Sie zittert über das Schicksal der armen Braut, sie gedenkt mit Wehmuth an den eigenen Hochzeittag, an die innige und glühende Zuneigung ihres Mannes zu jener Zeit und vergleicht diese mit der späteren, denn sie hat es erfahren, wie wenig man den Liebesschwüren der Männer trauen darf.

Aber lassen wir diese Betrachtungen. Treten wir lieber in den Cadran-Bleu ein und machen uns mit den Hauptpersonen dieses Festes bekannt, die uns im Lauf dieser Geschichte öfters begegnen werden,

selbst wenn unser Kapitel mit unsrer Erzählung in gar keiner Verbindung stände, was ja nicht unmöglich wäre, denn dergleichen liest man zuweilen.

Beginnen wir mit den Neuvermählten.

Eduard Murville, fünfundzwanzig Jahre alt, ist von mittlerer Statur, aber guter Haltung; seine Gesichtszüge sind angenehm, seine Stimme ist sanft, sein Benehmen verräth Bildung. Er hat viel Talent für das gesellige Leben, spielt die Violine ziemlich gut, singt mit Geschmack und tanzt mit Anstand; er weiß für sich einzunehmen, hat den Takt der vornehmen Welt und weiß ein Gesellschaftszimmer zu betreten und wieder zu verlassen, was, beiläufig gesagt, bei weitem nicht so leicht ist, als ihr vielleicht glaubt. Was? höre ich meine Leser sagen, glaubt denn dieser Mann, daß wir nicht zu gehen, zu grüßen und uns mit Anstand vorzustellen wissen? Ach, es sei fern von mir, über die im Tanzen ausgezeichnetste Nation ein solches Urtheil zu fällen; aber überall gibts Nüancen, und gerade diese Nüancen veranlassen mich zu solchen Bemerkungen. Eine sehr geistreiche, aber etwas satyrische Frau, neben der ich kürzlich im Salon eines Finanziers saß, machte mir hierüber ihre Bemerkungen, die sich fast alle bestätigten.

„Beobachten Sie einmal, sagte sie, mit mir all die Personen, die in den Salon eintreten werden ich wette, ich errathe ihren Charakter und ihr Gemüth aus der Art und Weise, wie sie sich vorstellen. Betrachten Sie doch jene große Dame, die dort durch die Gesellschaft einherschreitet, ohne sie nur eines

Kopfnickens werth zu achten, die sich nun auf den besten Platz vor den Kamin setzt, ohne entfernt darauf Rücksicht zu nehmen, ob sie die hinter ihr sitzenden Personen genirt. Was halten Sie von dieser Frau? — Daß sie anspruchsvoll und auf ihre große Toilette eingebildet ist. — Das ist nicht genug; setzen Sie noch hinzu, daß sie eine Närrin ist. Eine Frau von Geist hat tausend Mittel, sich bemerkbar zu machen, ohne so lächerliche Mittel zu Hülfe zu nehmen; wenn sie brilliren will, so weiß sie dabei auch sich anständiger zu benehmen und sieht die etwas altmodischer oder weniger geschmackvoll gekleideten Damen nicht über die Achseln an. Aber, was für ein Lärmen im Vorzimmer?... Erscheint etwa ein Virtuose?... Ist ein Theebrett auf den Boden gefallen?... Der Herr des Hauses eilt hinaus... gleich werden wir erfahren, was los ist. Ah!... ich erkenne diese Stimme; es ist Herr J.... hier, hören Sie nur, Sie verstehen ihn von da aus."

„Ach, mein theurer Freund!... ich bin in Verzweiflung, so spät zu kommen!... auf Ehre, ich bin ganz verrückt!... ich weiß nicht, darf ich's wagen!... Ich sehe aus wie ein Vagabund! Ich will mich in eine Ecke verbergen!"

„Nun denn (sagte meine Nachbarin), was halten Sie von dem Herrn, der nicht gesehen sein will, der es aber so laut ausschreit, daß alle Köpfe im Salon nach ihm blicken?... Ach! endlich einmal entscheidet er sich."

Ich erwartete einen jungen Brauskopf zu sehen,

aber siehe da, es war ein Mann von vierzig bis fünfzig Jahren, mit blonder Perüke, der sich einfältig geberdete, rechts und links hin grüßte und zuckersüß lächelte.

„Wer ist denn dieser Herr?“ fragte ich meine Nachbarin ... Herr Just, dieser Allerweltsmann; er kennt ganz Paris und erscheint in allen, namentlich den musikalischen Zirkeln. Er spielt drei oder vier Instrumente. Es gibt kein Liebhaberconzert, wobei er nicht wäre, aber auch keinen Künstler, der ihn nicht kennte. Aus seinem Eintritt in den Salon mußten Sie schließen, daß sein Glück darin besteht, Aufsehen zu erregen; ich habe daher keine sehr günstige Meinung von seinen Talenten, denn das Verdienst, wie Sie wohl wissen, ist bescheiden, während die Mittelmäßigkeit dagegen Spektakel macht, sich vordrängt, Alles für sich fesseln will und immer die Thoren zu blenden vermag.“

„Aber da erblicke ich wieder eine neue Figur: es ist ein junger Mann; der macht doch wenigstens keinen Lärmen, denn er ist so still eingetreten, daß man ihn kaum hören konnte ... er grüßt schüchtern ... er bleibt an der Thüre, drückte sich an der Wand hin und erwischt endlich einen Sessel, auf dem er sich schnell niedersetzt, und den er, ich stehe dafür, den ganzen Abend hindurch nicht verlassen wird! ... Armer Junge! wie linkisch benimmst Du Dich noch; er verzerrt den Mund, blinzelt mit den Augen, und weiß nicht, wo er seine Hände hinthun soll. Sicher glaubt er, alle Damen blicken auf ihn. Im Allgemeinen habe ich

die Bemerkung gemacht, daß Schüchternheit und Unbeholfenheit im Benehmen öfters von allzugroßer Anmaßung herrühren; die Angst, lächerlich und unpolirt zu scheinen, geben der Haltung das Verschrobene, dem Gesicht diesen komischen Ausdruck. Wenn Sie sich davon überzeugen wollen, so betrachten Sie nur auf dem Theater einige von unsern jungen Schauspielern näher, die gar nicht übel aussehen und vielleicht recht gut spielen würden, wenn sie nicht hauptsächlich mit ihren Haaren, ihrem Hemdkragen, ihrer Haltung und dem Eindruck, den ihre Figur auf den Zuschauer macht, sich beschäftigten."

Meine Nachbarin setzte ihre Betrachtungen fort, und ich, meine lieben Leser, würde sie auch gern mittheilen, wenn mir nicht dabei auffiele, daß ihr nicht das Buch zur Hand genommen habt, um meine Unterhaltung mit ihr, sondern die Abenteuer des Bruders Jakob kennen zu lernen. Ich kehre daher zum Cadran-Bleu zurück.

Ihr wißt noch, daß man daselbst die Hochzeit des fünfundzwanzig Jahre alten, wohlgebauten und liebenswürdigen Eduard Murville feiert; aber ihr kennet noch nicht seine junge Frau; ich beeile mich, euch mit ihr bekannt zu machen; denn sie ist schön, sanft, liebenswürdig und gut erzogen; man kann sie nicht früh genug kennen lernen.

Adeline Germeuil ist achtzehn Jahre alt, und besitzt Alles, was anzieht und fesselt: schöne Augen, blendend weiße Zähne, feinen Anstand, Jugendfrische, Geist ohne Boshaftigkeit, Heiterkeit ohne Koketterie,

Anmuth ohne Affektation, Bescheidenheit ohne Blödigkeit. Sie weiß sehr wohl, daß sie gefällt, verlangt aber darum nicht, daß alle Männer ihr huldigen sollen; sie liebt das Vergnügen, findet aber nicht ihre einzige Beschäftigung darin. Kurz, sie ist für alle Männer, zumal für unverheirathete, eine höchst interessante Erscheinung.

Adeline liebt Eduard, und hat ihn mehrern weit vortheilhafteren Partien vorgezogen; denn er hat nichts als seine Regierungsanstellung, während Adeline etwa 15,000 Franken Renten besitzt; aber Adeline ist nicht ehrgeizig; sie sucht ihr Glück in den Genüssen des Geistes und nicht im Gelde. Mit 15,000 Franken Renten kann man überdies mit einem ordnungsliebenden Mann, der zu wirthschaften versteht, recht angenehm leben, und Murville soll ein solcher Mann und mit den herrlichsten Eigenschaften ausgestattet sein; kurz, er gefällt ihr.

Fräulein Germeuil hatte bloß noch eine Mutter, eine sehr achtbare Frau, die ihre Tochter zum Anbeten liebt und ihrer Neigung nicht entgegen ist. Sie wacht über Adelinens künftiges Wohl, und sobald sie die Liebe ihrer Tochter für Murville bemerkte, zog sie Erkundigungen über die Moralität desselben und seiner Familie ein.

Sie erfuhr, daß er aus guter Familie abstamme, sein Vater ein sehr verdienter Jurist gewesen sei, jedoch durch einige Bankerotte fast Alles, mit Ausnahme des Nothwendigsten, verloren habe. Eduard und Jakob waren seine einzigen Kinder. Jakob war nur um

ein Jahr jünger als Eduard; die Mutter aber hatte ihre Zärtlichkeit nicht gleichmäßig auf beide Söhne vertheilt; Eduard war ihr bevorzugter Liebling. Ein scheinbar ganz unwesentlicher Umstand hatte auf das Muttergefühl der Madame Murville eingewirkt; sie war nichts weniger als geistreich, aber sehr eitel, und hielt daher viel auf alle Kleinigkeiten und Spielereien, welche im geselligen Verkehr oft als sehr wichtig gelten. Bei ihrer ersten Niederkunft brachte sie ihr bischen Verstand auf die Folter, um für ihr Kind einen Namen ausfindig zu machen, der nicht nur wohlklingend, sondern auch selten wäre. Nach langem Debattiren und Ueberlegen entschloß sie sich endlich zu Eduard für einen Knaben und Celance für ein Mädchen; Herr Murville hatte ihr darin völlig freie Wahl gelassen.

Das Erstgeborne war ein Knabe; er erhielt den Namen Eduard und zugleich die ganze mütterliche Liebe. Als sie zum zweiten Mal niederkommen sollte, war sie fest überzeugt, daß sie die Welt mit einer kleinen niedlichen Celance beglücken würde, denn die Geburt eines Mädchens war ihr höchster Wunsch, aber nach langen Leiden gebar sie einen kräftigen Knaben.

Man kann sich's leicht vorstellen, daß dieser nicht so empfangen wurde, wie der erstgeborene; auch war, da man auf keinen Knaben gerechnet hatte, für keinen Namen zuvor gesorgt worden. Allein diesmal würde auch alles Grübeln unnütz gewesen sein, denn Herr Murville that seiner Frau kund, daß einer seiner Freunde

die Pathenstelle bei dem Kinde zu vertreten wünsche. Dieser Freund war sehr reich, man war ihm überdies besonders verbindlich und man konnte deßhalb sein freundschaftliches Anerbieten nicht zurückweisen. Er hielt das Kind über die Taufe und zum größten Aerger der Mutter gab er ihm den Namen Jakob.

Obschon Jakob ein Name, wie jeder andere ist, so klingt er doch nicht besonders harmonisch und verletzte das zarte Ohr der Madame Murville in dem Grade, daß sie ihn nur für Bediente, Savoyarden und Eckenstehern passend, und daher es abscheulich fand, ihren Sohn so nennen zu müssen. Vergebens bemühte sich ihr Mann, sie zur Vernunft zu bringen; er citirte ihr die Geschichte Schottlands, wo so viele Jakobe auf dem Thron waren; aber nichts desto weniger konnte sie diesen Namen nicht ohne Seufzer über die Lippe bringen.

Uebrigens war nicht daran zu denken, ihn zu verändern, denn der Pathe, der natürlich auch Jakob hieß, besuchte seinen kleinen Schützling oft, und es würde ihn sehr beleidigt haben, ihn anders nennen zu hören.

Der kleine Weltbürger behielt also zum großen Verdruß der Frau Murville den Namen Jakob. Was nun Eduard anbelangt, so nannte er, sei es aus Bosheit, oder weil er den Namen komisch fand, seinen Bruder Jakob jeden Augenblick, und hatte er Unarten begangen, so wußte er seinen Bruder Jakob als Sündenbock hinzuschieben.

Beide Brüder hatten ein sehr verschiedenes Tempe-

rament. Eduard, still, verständig, gefällig, brachte gern seine Zeit bei der Mutter ruhig zu, Jakob lärmend, muthwillig und heftig, konnte auf einer Stelle nicht ausdauern und kehrte das Oberste zu unterst.

Eduard lernte leicht, Jakob warf Bücher und Federn in's Feuer und machte sich Drachen und hölzerne Säbel.

Im sechzehnten Jahre ging Eduard mit seinen Eltern in Gesellschaft, konnte schon an der Unterhaltung Theil nehmen und einem hübschen Mädchen freundlich zulächeln; Jakob dagegen verließ im fünfzehnten Jahre das väterliche Haus und verschwand, ohne eine Zeile oder eine Andeutung zurückzulassen, die über seine Pläne oder seinen Reisezweck irgend einen Aufschluß gegeben hätte. Man veranstaltete alle möglichen Nachforschungen, man schrieb sein Signalement in öffentlichen Blättern aus; aber man konnte nichts von ihm erfahren, denn er ließ kein Wort von sich hören.

Herr Murville bekümmerte sich sehr über die Flucht des jungen Strolchen; selbst Madame Murville fühlte, daß sie Mutter sei, daß man Jakob heißen und doch ihr Sohn sein könne; sie bereute ihr ungerechtes Vorurtheil, aber zu spät — der unglückliche Name hatte bereits gewirkt! ... er hatte dem Sohne das Mutterherz verschlossen, er hatte ihm des Bruders Neckereien zugezogen, und alles dies hatte sicher den Jungen aus dem Vaterhause fortgetrieben. Wer konnte es wissen ... wie seltsam wirken nicht oftmals an sich unbedeutende Umstände auf das Menschenleben ein!

„Ich habe den Ausschlag bekommen, sagte mir gestern ein junger Mann, weil der Schuhmacher einer meiner Freundinnen seine Brille verloren hat. In welcher Beziehung, frug ich, steht Ihr Ausschlag mit der Brille eines Schuhmachers? Das will ich Ihnen erklären. Die Dame hatte mir zugesagt, eines Abends mit mir bei einer Bekannten musiciren zu wollen; am Morgen erwartet sie ein Paar Rosaschuhe, um sie Abends anzuziehen; der Schuhmacher zerbricht am Tage, wo er das Maaß genommen, seine Brille, und als der Schuhmacher die Schuhe bringt, sind sie zu klein. Man zwingt sich trotz dem gewaltigen Drücken sie anzuziehen, denn der Schuhmacher versichert, daß sie sich ausweiten würden; die Damen wollen überdies gern kleine Füße haben. Sie geht damit aus, muß aber hinken; auf dem Boulevard, in Gegenwart mehrer guten Freundinnen, will man sich nichts merken lassen und zwingt sich, leicht einherzuschreiten; der Fuß erhitzt sich dadurch und schwillt an, gewaltige Schmerzen entstehen hievon und man ist zuletzt gezwungen, wieder nach Hause zu gehen. Hier wirft man die Schuhe weg, und bekommt so leidende Füße, daß man acht Tage lang zu Hause bleiben muß. Ich, der ich von diesem ganzen Hergang nichts weiß, begebe mich an den Ort des Rendezvous; meine Virtuosin ist aber nicht da, nur die Wirthin; sie ist zwar höchst liebenswürdig, aber vierzig Jahre alt. Ich habe Langeweile, werde ungeduldig und gehe nach einer Stunde vergeblichen Harrens wieder fort, ohne zu wissen, wo ich den

Abend zubringen werde. Ich schlendere nach einem Theater und trete ein, um die Zeit zu tödten; ich bemerke ein hübsches Gesicht, und trete nach gewohnter Weise näher; ich knüpfe ein Gespräch an, es wird lachend und scherzend erwidert, und ich bin erfreut, mich gelegentlich zerstreuen zu können. Das Theate. geht aus, ich biete meiner niedlichen Nachbarin den Arm, und nach einiger Zögerung nimmt sie ihn an; ich führe meine Eroberung in ihr Haus, und verlasse sie nur nach der Erlaubniß, sie öfter besuchen zu dürfen. Am andern Morgen bin ich schon wieder bei ihr; kurz, ich werde ihr Vertrautester, und bei einem meiner Besuche werde ich von dem Ausschlag angesteckt, den meine Kleine hatte. Es ist somit klar, daß, wenn der Schuhmacher seine Brille nicht zerbrochen hätte, das alles nicht erfolgt wäre."

Mein junger Mann hatte Recht: die wichtigsten Begebenheiten entstehen oft aus den unbedeutendsten Ursachen, und ohne Zweifel ist es wenigstens, daß der Taufname meines Helden auf sein Schicksal einen wesentlichen Einfluß hatte. Wie viel Menschen verdanken dem berühmten Namen ihrer Voreltern nicht ein Ansehen in der menschlichen Gesellschaft, das sie selbst sich nie erworben haben würden! Glücklich daher der, welcher seinen Nachkommen einen verdienstvollen Namen hinterläßt, aber noch glücklicher der, welcher unbekannt und unbeachtet lebt und dessen Name weder dem Hasse noch dem Neide Stoff gibt.

Ihr seid jetzt, geliebte Leser, mit der Familie Murville bekannt; ich habe euch jetzt nur noch zu

agen, daß Vater und Mutter sehr schnell hinter einander wegstarben; sie nahmen den Kummer mit in die andere Welt hinüber, daß sie über das Schicksal ihres Jakobs nichts in Erfahrung gebracht hatten, und gaben seinem Bruder Eduard den Auftrag, ihm ihre Verzeihung über seine Flucht aus dem väterlichen Hause zuzusichern, wenn es ihm je gelingen sollte, ihn wiederum aufzufinden.

Eduard war jetzt unumschränkter Herr seines Willens, er hatte ein Alter von zweiundzwanzig Jahren und eine Anstellung von zweitausend Franken; bei einem soliden Leben konnte er anständig auskommen. Er liebte das Vergnügen; Gesellschaften, Musik, Theater konnte er mit seinem Einkommen bestreiten, und das Spiel blieb ihm fremd. Er liebte das schöne Geschlecht, war hübsch und konnte sich über die Sprödigkeit der Damen gerade nicht beklagen. Bei seiner geringen Charakterfestigkeit ließ er sich leicht fortreißen, aber zu seinem Glücke war er noch nicht in schlechte Hände gerathen. Kurz, man konnte ihn zwar nicht als Muster aufstellen, aber sein Wandel verdiente doch nicht die geringste Rüge.

Madame Germeuil entschloß sich leicht, Eduard ihre Tochter zu geben. Er wird sie glücklich machen, dachte sie, denn er hat nicht viel Charakter, sie wird ihn beherrschen, und oft sind die Wirthschaften am besten, wo die Frau das Regiment führt.

Das war also die Hochzeit im Cadran-Bleu.

Zweites Kapitel.

Großes Ereigniß, von der Tanzsucht und einer Tabaksdose herbeigeführt.

Wie schön, wie herrlich gewachsen sie ist! wie viele Grazie, wie viel Frische! sagten die jungen Leute und selbst die Papa's unter sich, indem sie die junge Frau bewunderten und jeden ihrer Pas beim Tanze verfolgten.

Wie glücklich muß dieser Eduard sein!... war das allgemeine Urtheil.

Eduard hörte dies rechts und links, und war in der That so glücklich, wie man es nur sein kann, wenn man auf dem Punkte steht, es ganz zu werden. Um seine Wünsche und seine Ungeduld zu verbergen, tanzt und springt er, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Von Zeit zu Zeit geht er auf die Hausflur, um nach der Uhr zu sehen... immer ist es noch zu früh, nicht für ihn, aber für die Schamhaftigkeit seiner Frau. Was würde überdies seine Schwiegermama, ja die ganze Gesellschaft dazu sagen!

Also Geduld!... ach! was wird ihm der Abend lang!... Ihr armen Neuvermählten!... es ist der schönste Abend eures Lebens, und doch wünscht ihr, er wäre schon vorüber, man ist doch nie zufrieden.

Der Bräutigam scheint sehr verliebt zu sein, sagen die Mütter leise, die Mädchen denken es, aber sie schweigen.

„Ach, lieber Volenville! mit solchen Augen schautest

Du mich vor zweiundzwanzig Jahren auch an, sagte zu ihrem Manne eine fünfundvierzigjährige, mit Schminke, Blumen, Spitzen und Bändern überladene Dame, die in einem Winkel des Saales saß und seit dem Mittagsmahl auf einen Tänzer lauerte. Herr Volenville, früher beliebter Tänzer, jetzt Gerichtsexekutor in Marais, antwortet nichts, nimmt eine Prise Tabak und geht ins Nebenzimmer, einer Partie Ecarté zuzusehen.

Madame Volenville ist außer sich vor Aerger und verändert ihren Platz, was sie schon mehre Mal gethan hat; sie setzt sich zwischen zwei junge Damen, und hofft, daß sie vielleicht hier in der Masse mit aufgefordert werden könnte. Aber vergebens; sie sieht die jungen Tänzer ankommen, wiegt graziös den Kopf, lächelt ihnen zu, streckt ein ziemlich hübsches Füßchen vor... jetzt stehen sie dicht vor ihr... aber o Himmel!... sie wenden sich zu ihrer Rechten und Linken, und scheinen sich für sie, ihre Toilette, ihre Blicke und ihren niedlichen Fuß gar nicht zu interessiren.

Es ist in der That auch zum Verzweifeln, so vergebens auf dem Präsentirteller zu sitzen; Madame Volenville weiß nicht mehr, welche Mittel sie gebrauchen soll, um einen Tänzer anzulocken, und überlegt schon, ob sie nicht einen Theil der Wade zeigen soll; o! ihr Bein hat einst Wunder gethan; man muß noch einmal seine Macht versuchen, da das Füßchen ohne Wirkung bleibt. Sie ist entschlossen, als plötzlich mit lautem Geschrei ein viertes Paar zu

einer Quadrille verlangt wird. Es sind nur noch wenige Tänzerinnen da, mehre haben den Saal schon verlassen, und alle übrigen sind zum Tanz angestellt. Ein junger, fein frisirter und parfümirter Herr durchläuft mit den Augen den Saal, bemerkt des Gerichtsexekutors Ehehälfte und weiß keinen bessern Rath, als sie zum Tanze aufzufodern.

Madame Volenville läßt ihm nicht Zeit, seine Einladung zu beendigen, springt auf, eilt ihm entgegen, faßt seine Hand und drückt sie so heftig, daß er schreien möchte. Das süße Herrchen macht einen Sprung rückwärts, glaubt, die arme Frau müsse einen Nervenanfall haben, und weiß nicht, wozu er sich entscheiden soll ... aber Madame Volenville läßt ihm nicht lange Zeit zum Nachdenken und zieht ihn mit Heftigkeit zur unvollständigen Quadrille hin; sie placirt sich, macht ihm einige Entrechats vor und läßt ihn schon die große Ronde machen, bevor er noch von seinem Erstaunen zurückkommen kann.

Der eben so majestätische als leichte Tanz der Madame Volenville erregt Aufsehen; ein heimliches Gemurmel läuft durch den Saal, die jungen Herren verlassen den Ecartétisch und umgeben die Quadrille, in der unsere Heldin figurirt; diese ist von der Artigkeit ihrer Bewunderer entzückt; sie verdoppelt ihr Feuer, ihre Lebhaftigkeit, und beeifert sich, ihren Tänzer noch mehr anzufeuern, der ihren Freudentaumel ganz und gar nicht theilt, vielmehr roth von Zorn über den ihn umgebenden Spötterkreis sich auf die Lippen beißt, und wer weiß was darum geben würde,

wenn die Quadrille beendigt wäre. Madame Volenville läßt ihm jedoch wenig Zeit; sie schwebt beinahe stets in der Luft, sie möchte immerfort chassiren, sich drehen und wenden trotz des Zuredens ihres Cavaliers, der ihr unaufhörlich zuruft: Madame, die Reihe ist noch nicht an uns, warten Sie doch, jetzt beginnt die Allemande noch nicht ... so — bleiben Sie doch stille stehen!...

Aber Madame Volenville ist einmal im Schuß, sie entschädigt sich für fünf langweilige Stunden, und muß sie einmal einen Moment stillstehen, so übersieht sie mit selbstgefälliger Miene den dichten Kreis ihrer Bewunderer, und ihre umherlaufenden Augen scheinen zu sagen: Ha, ihr hieltet mich für keine solche Tänzerin, ein anderes Mal werdet ihr mich schon früher auffodern.

Die Folter des Herrn Belcour (dies ist der Name ihres Cavaliers) erreicht indeß ihr Ziel; die Quadrille geht zu Ende, die letzte Tour ist schon dreimal gemacht, noch einmal, und alles ist vorbei, als ein junger, leichtfertiger, scherzhafter Gerichtssekretär, lachlustig wie alle seine Kameraden, zum Orchester läuft und im Namen der ganzen Gesellschaft noch einen Kehraus verlangt; die Hochzeitsmusiker sind natürlich gleich bereit und fangen die bestellte Musik in demselben Moment an, als Belcour sich seiner Tänzerin empfiehlt und entschlüpfen will.

Die Stimme des Orpheus, als er den Gott der Unterwelt anflehte, machte auf Pluto nicht den Eindruck, wie die Kehrausmusik auf Madame Volenville.

„Mein Herr!... mein Herr! es ist ja noch nicht aus," ruft sie Belcour nach; dieser thut, als höre er nichts, und schon befindet er sich an der Thüre des Saals, als sie ihn einholt und festhält.

„Aber, mein Herr, was machen Sie denn?... hören Sie denn nicht die Musik?... ach! es ist ein Kehraus... Kommen Sie geschwind. — Madame, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber ich glaubte... — Es ist ein Kehraus, mein Herr, diesen Tanz liebe ich wahnsinnig! — Madame, es ist mir nicht wohl, und... — Sie sollen nur meine englischen Pas sehen, die schon oft gefallen haben. — Madame, ich muß etwas Luft schöpfen... — Auch mein Mann war stark darin, kommen Sie doch nur... — Aber Madame..."

Vergebens wehrt Belcour sie von sich ab, sie läßt nicht nach, und ohne auf seine Entschuldigungen zu hören, zieht sie ihn zum Tanz zurück. Er sieht, daß ein längeres Sträuben das Lächerliche seiner Lage nur noch mehr vermehren würde, gibt endlich nach und erscheint wieder unter den Tänzern. Die Menge der Neugierigen macht eifrigst dem Paare Platz, das Aller Blicke auf sich zieht.

Das Zeichen ist gegeben... der Tanz beginnt... Die Herren chassiren rechts, die Damen links; Madame Volenville ist die Erste: mit welchem Eifer schwebt sie den Tänzern entgegen, und chassirt sie mit dem Vortänzer zurück: der Schweiß läuft ihr über die Stirne und verwischt die Schminke; zwei Schönpflästerchen sind, von den Schweißtropfen ge-

löst, schon herunter gefallen, die Ohrgehänge sind gesprungen und hängen ungeordnet herab, ihre Rosenguirlande ist los geworden und dient ihr als Halsschmuck; nichts ist im Stande, sie aufzuhalten, sie lebt rein für den Tanz; aber Belcour ist nicht mehr da, er hat einen glücklichen Augenblick in der Tour benützt, zu entwischen.

Madame Volenville muß jedoch einen Tänzer haben, sie nimmt daher den nächsten besten; dies ist ein alter Prokurator in steifer Perüke, der ihr gerade gegenübersteht. Der gute alte Herr hatte sich aus Neugierde unter die Menge gemischt, war zuletzt ganz vornenhin zu stehen gekommen und betrachtete so eben mit innerer Behaglichkeit eine hübsche Tänzerin; der alte Prokurator bemerkte mit lüsternem Kennerauge, wie die Tanzbewegung die Niedliche fast gar nicht aufregte, und war darüber ganz erstaunt, da er seit langer Zeit weder auf geschlossenen und öffentlichen Bällen, noch bei bürgerlichen und ländlichen Festen etwas Aehnliches gesehen hatte. Ganz entzückt über diese Entdeckung, will er gerade mit der niedlichen Tänzerin sich in ein schäckerndes Gespräch einlassen, als Madame Volenville mit Blitzesschnelle sich zwischen beide schiebt, dabei aber ununterbrochen ihre Pas in reizenden Attitüden fortsetzt. Der alte Herr sieht überrascht auf das verwirrte, verwilderte Gesicht, auf die zerstörte Toilette der Madame Volenville; er will zurücktreten, aber man faßt ihn mit beiden Händen, und wohl oder übel muß er sich drehen und springen.

„Madame, ich begreife Sie gar nicht, ruft der Prokurator, sich sträubend... — Kommen Sie nur immer, mein Herr, kommen Sie!... es fehlt noch ein Tänzer. — Aber, Madame, lassen Sie mich doch gehen, ich habe nie in meinem Leben gewalzt! — Es ist ja kein Walzer, es ist ein Kehraus. — Madame! halten Sie ein, ich bitte, mir schwindelt's schon vor den Augen, ich werde fallen. — Sie tanzen ja wie ein Engel."

Ein wahrer Dämon ist Madame Volenville, sie hält sich noch für so verführerisch, als wie sie zwanzig Jahre alt war, sie glaubt fest, daß ihre Pas, ihre Grazie, ihre Lebhaftigkeit, ihr Mienenspiel alle Welt entzücke, sie denkt gar nicht an ihr Alter. Was im zwanzigsten Jahre gefällt, wird zur Anmaßung im vierzigsten; die der Jugend so natürliche Leichtigkeit wird zur Thorheit im reifern Alter, und die kleinen, affektirten Geberden, die man einem jugendlichen Gesichte verzeiht, werden in spätern Jahren zur Grimasse.

Man kann allerdings im vorgerückten Alter noch gefallen, aber gewiß nicht durch Nachäffen der Jugend. Nichts ist zum Beispiel liebenswürdiger als eine Mutter, die anspruchslos im kleinen Kreise, gegenüber ihrer Tochter, tanzt; nichts dagegen ist lächerlicher, als eine alte Kokette, die ganz jugendlich aufgeputzt mit jungen Mädchen in der Leichtigkeit wetteifern will.

Madame Volenville ist, wie ihr seht, eine unermüdliche Tänzerin, sie möchte auf ihren neuen Tänzer den Eifer, der sie belebt, übertragen; aber dem

alten kirschrothen Prokurator rollen die Augen im Kopfe, daß er nichts mehr sehen kann; Alles geht mit ihm im Ring herum; der Kehraus, die Hitze, der Zorn vereinigen sich, ihn zu betäuben. Er hält so viel als möglich den Kopf noch im Gleichgewicht, aber... zum größten Unglück macht sich seine Perüke los, fällt auf den Boden, geräth unter die Füße der Tänzer, und des Prokurators Haupt verräth sich nackt, wie die Hand, der Gesellschaft.

Diese Verlegenheit verdoppelt die Wuth des alten Herrn und gibt ihm die Kraft, sich von seiner Tänzerin loszumachen; er stößt sie mit Heftigkeit zurück und Madame Volenville fällt auf einen dicken Faktor, der an der Seite des Saales auf einer Ruhebank saß und behaglich alle Speisen des Hochzeitmahles vor seinem Gedächtniß vorbeimarschiren ließ. Der dicke Papa thut einen Schrei des Entsetzens, flucht er werde ersticken, aber Madame Volenville rührt sich nicht, denn in der feinen Welt darf eine Frau nicht auf Jemand fallen, ohne ohnmächtig zu werden.

Herr Tourte (so heißt der glückliche Faktor) schreit um Hülfe, während Herr Robineau (das ist unser Prokurator) seine Perüke fordert und sie in allen Winkeln des Saales vergebens sucht, weil der Gerichtssekretär sich ihrer bemächtigt und sie aus dem Fenster auf den Boulevard geworfen hat, wo sie einem Kutscher auf die Nase fiel, der gerade nach dem Wetter sah.

Eduard und Madame Germeuil suchen indessen wieder Ruhe und Ordnung herzustellen. Adeline aber

und die übrigen jungen Damen können sich über die Lage der Madame Volenville, die traurige Figur des Herrn Tourte und die Wuth des Herrn Robineau des Lachens nicht erwehren.

Herr Volenville verläßt endlich auch seinen Ecarté-tisch, nimmt eine Caraffe mit Wasser und geht damit zu seiner Frau, die er kaum wieder erkennt, so groß ist die Unordnung in ihrem Gesichte und Ballstaate.

Nachdem er zuvor ganz bedächtig eine Prise Tabak eingesogen hat, befreit er sie von ihrer Rosenguirlande und schlägt ihr in die flache Hand, indeß Madame Germeuil ihr ein Riechfläschchen unter die Nase hält. Nichts wirkt aber mehr auf die starren Sinne der rasenden Tänzerin; Herr Tourte droht, er werde ihr in den Arm oder sonst wohin beißen, wenn man ihn nicht so bald als möglich von der erstickenden Last frei mache, und der Gerichtsexekutor öffnet seine Dose, um daraus neue Ideen zu schöpfen.

Herr Robineau rennt noch immer nackt, wie ein Jesuskind, im Saal umher und sucht unter den Sesseln und Möbeln nach seiner Perüke. Jetzt nähert er sich der Gruppe, welche die Ohnmächtige umgibt und bemerkt etwas Graues unter der Ruhebank. Plötzlich stürzt er darauf los, gibt Herrn Volenville einen Stoß, wirft sich auf alle Viere und fährt mit der Hand durch die Füße des Faktors, um die vermeintliche Perüke zu erhaschen. Die Bewegung ist aber so rasch, daß Herr Volenville das Gleichgewicht verliert, auf seine Frau halb hinfällt und den Tabak aus der

offenen Dose auf Nase, Mund und Kinn seiner theuren Ehehälfte verschüttet.

Dies Ereigniß bringt Madame Volenville wieder ins Leben, sie niest fünfmal hinter einander, reibt sich die Augen, öffnet den Mund, verschluckt eine Menge Tabak, schneidet so abscheuliche Gesichter, daß ihr Mann und alle übrigen Personen davor erschrecken, windet sich wie eine Schlange und spuckt Herrn Robineau tüchtig ins Gesicht, der so eben, fluchend wie ein Wahnsinniger, die Hand zurückzieht und aufstehen will.

Aber warum flucht Herr Robineau denn? Warum, lieber Leser? ... weil er statt seiner Perüke den Schwanz einer Katze faßt, die wüthend über den unerwarteten Angriff mit ihren Krallen seine verrätherische Hand faßt.

„Es ist recht unangenehm, unglücklich zu sein," sagte kürzlich bei einer Vorstellung der diebischen Elster und über das Schicksal der kleinen Dienstmagd des Palaiseau bis zu Thränen gerührt, ein ehrlicher Bürger aus dem Marais, und ich kann also mit Recht behaupten: es ist grausam, an einem Abend so viel Unglück zu haben, als Herr Robineau.

Wenn man wider Willen getanzt, seine Perüke verloren hat, wenn man von einer Katze gekratzt und ins Gesicht gespuckt worden ist, ist's wohl gestattet, übler Laune zu sein; der arme Prokurator ist es in dem Grade, daß er bald gelb, bald roth, bald weiß wird; er ist außer sich vor Wuth, und ohne das schöne Geschlecht zu respektiren, will er schon

auf Madame Volenville los, welche er mit Recht als Urheberin aller seiner Leiden betrachtet, als ein Theil der Gesellschaft ihn noch glücklich daran hindert.

Man hatte Mühe, ihn zu besänftigen, und es gelang erst, als Eduard einen hübschen Foulard aus der Tasche hervorzog und ihn bewog den Kopf damit zu bedecken. Herr Robineau bindet ihn um, setzt seinen runden Hut darauf und glich nun einem spanischen Insurgenten, einem Guerilla, einem Räuber aus den Apenninen, einem venetianischen Gondolier, oder, wenn ihr wollt, den kleinen angekleideten Hunden, welche majestätisch auf ihren Eseln sitzend, auf den Boulevards einherstolziren.

Der Prokurator verläßt den Saal, ohne sich von den Damen und selbst den Neuvermählten zu verabschieden, rennt unter einem Fegefeuer von Späßen und Spöttereien der Aufwärter und Küchenjungen aus dem Cadran-Bleu zu Fuße nach seiner nahen Wohnung in der Straße du Perche und vergräbt sich, Walzer und Kehraus verwünschend und die Kosten einer neuen Perüke berechnend, in den Federn.

Madame Volenville aber, von deren Last man endlich Herrn Tourte zu befreien im Stande war, mußte man so schnell als möglich aus dem Saale schaffen, weil der verschluckte Tabak ihr die heftigsten Zufälle zuzog, und immer steigende Uebelkeit und convulsivisches Würgen ein naturgemäßes Resultat ahnen ließen, das in einem Ballsaal nichts weniger als erwünscht sein kann. Die unglückliche Frau wurde daher von dem Theater ihrer Heldenthaten entfernt,

und als sie sich dabei zufällig in einem Spiegel erblickte, glaubte sie vor Kummer unter die Erde schlüpfen zu müssen, so sehr war ihr Gesicht vom Tabak verunstaltet, ihr Haar verwildert, ihr Anzug in Unordnung. Für eine Frau voller Ansprüche, wie Madame Volenville, welch eine Strafe!

Man sucht ihren Mann auf und braucht nicht wenig Mühe, ihn dazuzubringen, sich seiner Frau anzunehmen. Endlich gelang es, beide in einen Fiaker zu bringen, und hier wollen wir ihnen eine glückliche Nachhausekunft wünschen, um zu unsern jungen Eheleuten zurückzukehren.

Terpsichore hatte endlich die Göttin der Zwietracht wieder verscheucht, welche, seitdem man die Dummheit beging, sie zur Hochzeit der Thetis und des Peleus nicht einzuladen, es sich zur Regel gemacht hatte, die hochzeitlichen Feste zu stören, und auch ohne Zweifel sich bei unserer Hochzeit in Cadran-Bleu einfand. Man behauptet, daß kein Ehebündniß den Besuch dieser übelwollenden Göttin vermeiden könne, und daß, wenn sie am ersten Tag sich nicht zeigt, sie sich dafür im Laufe des Jahres rächt.

Aber schweigen wir von der Zwietracht, Terpsichore, der ganzen Mythologie mit ihren Bildern und Metaphern; überlassen wir den sittlichen Romanschreibern die Blumen, Kaskaden, den Mond, die Sterne und besonders alle jene poetischen Ergießungen, durch die wir am Ende der Phrase erfahren, was der Held anfangs hat sagen wollen; alle jene reizenden Wendungen, wo z. B. ein Vater statt der einfachen

Worte: „meine Tochter kam zu mir," hochtrabend ausruft: „Endlich trat sie, die Tochter, dem Vater entgegen." Wenn ersteres ohne Zweifel klarer und bestimmter ist, so würde es ja der gemeinen gesellschaftlichen Sprachweise gleichen, dem unwürdigen Geschwätz der Welt, das Leute nicht gebrauchen dürfen, die in unterirdischen Höhlen leben, ohne die Nase anzustoßen und den höchsten Felsen erklimmen, ohne zu ermatten. Und würden übrigens wohl unsere hübschen Frauen, unsere reizenden Schönen einen Roman in den dritten Himmel erheben, wenn der Held der Geschichte nur wie ihr Mann oder Liebhaber spräche?... o, pfui, das ist ja ein schlechtes Machwerk, würde man sagen, und das Buch, das weder englischen und französischen Ursprungs, noch romantisch ist, mit Verachtung weit wegwerfen! das ist nicht auszuhalten ... was kommen darin für Worte vor... zum Beispiel das Wort Cocu, o Gott! wie abscheulich ... o! unsere Journale sollen den Schriftsteller schön durchhecheln.

Und was geschieht? die Journalisten lesen das Buch und finden es von einer empörenden Unmoral! Der Autor ist von einem Cynismus, einer Unanständigkeit ohne Grenzen!... er braucht das Wort Cocu, wenn er es für nöthig findet... Hat man je eine solche Schamlosigkeit gesehen?... freilich Molière hat das Wort und noch andere eben so starke in seinen Werken gebraucht; aber welch ein Unterschied! was man auf dem Theater vor dem versammelten Publikum sagt, darf man doch nicht in einen

Roman drucken lassen. Verkehrt eure Phrasen, meine Herren Romandichter, erklärt der Syntax den Krieg, nehmet einen Styl ad usum Tyronum linguae latinae an, häuft Mythologie auf Astronomie, Ornithologie, Zoologie, selbst Conchyliologie, mischt zu Allem etwas alte und biblische Geschichte, viel Träume, Gespenster, Barden, Druiden und Eremiten, wie es in euren Kram paßt, führet recht schwülstige pathetische Redensarten, und ihr werdet ungeheure Erfolge haben. Einige Damen werden sich beim Lesen schon unwohl fühlen, andere hernach, viele werden euch gar nicht verstehen; aber nichts desto weniger werden sie euch vergöttern! Nicht verständlich sein, ist das Erhabenste eures Genies. In Geheimniß und Dunkelheit hüllt sich das große Genie... fragt nur Cagliostro, der noch lebt, weil er ein Zauberer ist!... Ihr aber, ihr jungen Autoren, die ihr einfach und natürlich sein, mit alltäglichen Begebenheiten Lachen erregen und interessiren wollt, die ihr anspruchslos und leicht verständlich seid, kehrt in euer Nichts zurück oder geht und seht George Daudin und den eingebildeten Kranken von Molière... das ist euer würdig; aber bildet euch niemals ein, daß jemals unsere zarten Frauen euch lesen und euren Ruhm durch tausend Kehlen verbreiten werden. Trotzdem bleibe ich, geliebter Leser, bei meiner Gewohnheit zu schreiben, wie ich sprechen werde, lasse mich nicht irre machen, und es steht euch ja frei, mein Buch wegzuwerfen, wenn meine Art und Weise euch nicht behagt.

Noch tanzte man im Cadran=Bleu, aber das Fest

nahte sich seinem Ende, zur großen Freude Eduards, und ohne Zweifel auch Adelinens, die jedesmal erröthete und lächelte, so oft er sie ansah.

Endlich schlägt die Scheidestunde; Madame Germeuil begleitet selbst ihre Tochter nach Hause; man steigt in den Wagen, fährt ab und hält auf dem Boulevard Montmartre; hier werden die Neuvermählten wohnen und mit ihnen die gute Mutter, die von ihrer Tochter sich nicht trennen kann, deren größter Wunsch darin besteht, daß ihre Tochter dereinst ihr die Augen zudrücke.

Ein niedliches Zimmer ist für sie bereitet; Madame Germeuil küßt ihre Tochter zärtlich und verläßt sie, nicht ohne Seufzer!... Es ist ja so natürlich... die Rechte der Mutter hören auf, wann die des Mannes anfangen! Aber was kümmern die Rechte, wenn die Herzen dieselben bleiben! Natur und Liebe finden sich leicht in einer gefühlvollen Seele, haben aber keine Gewalt über ein kaltes, selbstsüchtiges Herz. Die Menschen haben die Gesetze gemacht, aber Gefühle lassen sich nicht befehlen.

Ein Glück für Eduard, daß Adeline ihn liebte, weil er ihr gefiel, und nicht, weil die Kirche ihr befahl, ihn zu lieben.

Darum wirft sie sich, allein mit ihrem Gemahl, ohne zu weinen, in seine Arme, darum erwidert sie seine Liebkosungen, darum ziert sie sich nicht, zu Bett zu gehen, darum brauchen wir endlich nicht mehr zu sagen, um verstanden zu werden.

Drittes Kapitel.

Dufresne.

In der Menge, die Madame Volenville und Herrn Robineau umgab, und über das Mißgeschick der Frau Gerichtsexekutorin und des Prokurators gelacht hatte, war nur ein Mann bei den Narrheiten der Anderen unempfindlich geblieben, hatte nur einer an den Späßen und Thorheiten des jungen Gerichtsschreibers keinen Antheil genommen.

Dieser Mann schien höchstens achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt; er war von großer und proportionirter Statur; sein Gesicht hätte man schön nennen können, hätte er ein freieres, offenes Auge gehabt; aber sein unsteter Blick, dem er sich den Ausdruck des Wohlwollens zu geben bemühte, flößte weder Freundschaft noch Zutrauen ein; und das Lächeln, das manchmal auf seinen Lippen spielte, erschien eher bitter, als süß.

Dufresne (so hieß der junge Mann) war auf Eduards Hochzeit von einer dicken Mama mit drei Töchtern eingeführt worden, welche schon seit langer Zeit die Gewohnheit hatte, ein halb Dutzend Tänzer in alle Gesellschaften mitzubringen, worin sie sich mit ihren Töchtern sehen ließ.

Madame Devaux (so hieß diese Dame) sah viel Gesellschaft, hauptsächlich viele junge Leute bei sich, wovon der Grund leicht zu errathen war; wenn man drei Töchter und kein Vermögen hat, hält es schwer,

sie zu versorgen, da muß man sie der Welt zeigen und die Gelegenheit zu einer soliden Liebesintrigue herbeiführen, die endlich mit einer Hochzeit schließt. Unglücklicherweise aber sind dergleichen Liebesintriguen in der Welt seltener, als in den englischen Romanen, und oft stoßen die jungen Damen, wenn sie nach Freiern spähen, auf Verführer, die zwar stark an Intriguen, aber schwach in der Tugend sind! Was kann es aber helfen, man muß schon etwas wagen, wenn man einen Mann davon tragen will!

Madame Devaux hatte also Herrn Dufresne bei sich aufgenommen, der ihr von einem Freund, ihrem Nachbar, empfohlen worden, und da er jung und von angenehmem Aeußern war, so hatte sie ihn mit auf die Liste der Herren gebracht, die sie auf die Hochzeit Eduard Murville's bringen wollte, damit es ihren Töchtern nicht an Tänzern fehlte.

Defresne kannte weder den Bräutigam noch die Braut; aber es ist bei einem großen Gastmahl ja nichts Ungewöhnliches, die nicht zu kennen, die es geben, und jetzt, wo unsere französischen Gesellschaften den englischen Routs gleichen und zu dichten Menschenmassen werden, wo man auf seinen Nachbar kaum sieht, da kommt es oft vor, daß man solche gedrängte Gesellschaften verläßt, ohne weder Wirth noch Wirthin begrüßt zu haben.

Madame Devaux hatte sich indessen geirrt, als sie auf Dufresne zum Tänzer für ihre Töchter rechnete, denn er liebte den Tanz nicht sehr; er eilte, seine Schuld abzutragen, indem er eine jede derselben

einmal auffoderte, und begnügte sich nachher, einen bloßen Zuschauer abzugeben, wobei er noch die List anwendete, in die Spielzimmer zu gehen, wenn eine Quadrille nicht vollzählig war.

Dufresne durchforschte mit listigen Augen alle Personen des Festes, aber auf Eduard und Adeline verweilten seine Blicke am häufigsten; der Anblick der jungen Eheleute schien seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln; er beobachtete ihre Bewegungen, spähete ihren unbedeutendsten Handlungen nach und suchte im Innersten ihrer Herzen zu lesen. Wenn Adeline ihrem Gemahl zärtlich zulächelte, stand Dufresne einige Schritte entfernt, beobachtete ihr Mienenspiel und seine Augen verschlangen gierig jeden Ausdruck desselben.

„Nicht wahr! liebe Mama, sagte Cleopatra, die älteste der Töchter der Madame Devaux, Herrn Dufresne nehmen wir auf keinen Ball wieder mit; sehen Sie doch nur sein Betragen!... er tanzt nicht! und schleicht umher wie ein Bär! — Gewiß, liebe Tochter, und wenn er sich doch wenigstens neben uns setzte, mit uns plauderte, galant wäre!“

„Ach freilich! er kümmert sich ja gar nicht um uns!... Ich bitte Sie, was macht er wohl jetzt da unten im Winkel ... bei Madame Germeuil!... Wahrlich! er ist unausstehlich... ich werde ihn auch übermorgen nicht bei Herrn Verdure einführen, wo getanzt wird. Ich nehme lieber den kleinen Godard mit; er ist zwar sehr einfältig, aber er springt doch, so viel man's haben will! Ja, und dann bietet er

uns auch immer bereitwillig Erfrischungen an. Apropos, Cleopatra, wer wird uns denn heute nach Hause begleiten?"...

„Ja, ich weiß nicht ... zwei von unsern Herren sind bereits fort ... der eine klagte über Kopfweh und der andere wollte frühe zu Bette, weil er morgen verreisen müsse ... aber wir müssen doch Jemand haben."

„Sei ruhig, ich werde Dufresne den Hut verstecken; er soll ohne uns nicht fortkommen, ich stehe dafür; ... er wäre schon so keck, die Damen im Stiche zu lassen, die ihn eingeführt haben!... Sie wissen wohl, Mama, dies wäre nicht das erste Mal, daß uns so etwas passirte. Wenn auch, heute Abend soll es nicht der Fall sein, und Dufresne darf den Wagen bezahlen."

Während dieser Unterredung fuhr Dufresne mit seinen Beobachtungen fort. Er hatte wahrgenommen, daß Madame Germeuil mit einer jungen Wittwe, Namens Dolban, sehr vertraut schien, und sogleich wurde diese letztere der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit; es wurde ihm leicht, mit ihr bekannt zu werden, denn sie war nicht hübsch, und die Huldigungen eines hübschen jungen Mannes mußten ihr um so mehr schmeicheln, als sie ihr nur selten zu Theil wurden.

Als Dufresne fort wollte, fing er sich in der Schlinge, die ihm Madame Devaux gelegt hatte; er fand seinen Hut erst in dem Augenblick wieder, als die Mama und ihre drei Töchter zum Nachhausegehen

bereit waren, und es gab kein Mittel, dem Dienst der Höflichkeit auszuweichen. Madame Dolban hatte überdies seine Begleitung abgelehnt, ihm jedoch erlaubt, sie besuchen zu dürfen, und das war ja Alles was er wünschte.

Der junge Mann machte also zum bösen Spiel gute Miene; er packte die Familie Devaux in ein Gefährt, setzte sich rückwärts zwischen Cleopatra und Cerasine, und dann gings nach der Straße des Martyrs.

Unterwegs mußte Dufresne einen Strom von Epigrammen aushalten, den die drei Fräuleins gegen die ungalanten, unfreundlichen und langweiligen Männer losließen, die mit den häßlichen Frauen sich unterhalten und die hübschen vernachläßigen; tausend andere Sarkasmen mußte er hören, die der Verdruß über seine Galanterie gegen Madame Dolban hervorrief.

Dufresne hörte das alles mit der größten Resignation an; ich glaube sogar, er hörte gar nicht darauf, denn sein Geist war anderwärts zu sehr beschäftigt, als daß alles Geschwätz der drei empfindlichen Mädchen ihn hätte interessiren können.

Endlich langte man an. Dufresne half der Familie aus dem Wagen, und empfing dafür eine Verbeugung von der Mama, einen kalten Gruß von Cleopatra, einen trockenen guten Abend von Cerasinen und einen unterdrückten Seufzer von Cornelien.

Viertes Kapitel.

Glückspläne.

Adeline fühlte sich an der Seite ihres Eduards wie ein ganz neues Wesen. Gegenseitige innige Zärtlichkeit hatte bei ihr ein süßes Vertrauen, eine herzliche Freundschaft erzeugt und die frühere Zurückhaltung und Furchtsamkeit verbannt.

Was werden da nicht Pläne für die Zukunft gemacht, welche angenehme und glückliche Existenz spiegelt man sich vor, wenn man sich ungehindert allen Täuschungen hingibt, welche die Einbildungskraft junger Liebenden steigern!

Die sanfte, gefühlvolle, liebenswürdige Adeline ist überzeugt, so lange glücklich zu sein, als ihr Eduard sie lieben wird, und ihr Eduard wird sie ja ewig lieben, hieran können beide nicht zweifeln! Wie kann man bei so vollkommener Uebereinstimmung zweier Herzen eine Aenderung für möglich halten... Man ist gegenseitig aufrichtig, man empfindet alles, was man sagt, und gewiß würde man auch alles halten, was man verspricht, bliebe die Glückseligkeit nur immer dieselbe.

In den Augenblicken aufrichtiger Herzensergießungen glaubt man wahrhaft für einander geschaffen zu sein. Man hat denselben Geschmack, dieselben Gedanken, dieselben Wünsche; was das Eine sagt, findet das Andere vortrefflich, was die junge Frau vorschlägt, wollte der Mann eben in Anregung bringen.

Man erräth sich gegenseitig und findet es ganz natürlich, nur einen Willen, eine Seele zu haben. Glückliche Uebereinstimmung! Süße Einigkeit! Ihr würdet das höchste Glück bereiten, wenn ihr ewig fortdauertet.

„Also, geliebte Frau, rief Eduard, die niedlichen Hände seiner Adeline küssend, den Winter bringen wir in Paris und vier Monate der schönen Jahreszeit auf dem Lande zu. — Ja, lieber Mann, das ist abgemacht. — Aber werde ich dann meine Anstellung behalten können?... sie wird mich verhindern, Paris zu verlassen. — Du wirst sie nicht behalten! wozu auch?... wir haben fünfzehntausend Franken Renten, reicht das nicht hin, um glücklich zu sein? — O! das ist mehr, als wir brauchen! — Ueberdies würde Dein Amt Dich den ganzen Tag von mir entfernt halten, und das mag ich nicht! — Meine beste Adeline!... aber was wird Deine Mutter sagen, wenn ich den Dienst verlasse? — Mama hat nur einen Willen, den, mich glücklich zu wissen; sie wird unsern Plan billigen, sie ist nicht ehrgeiziger, als wir. — Nun denn! es ist entschieden, morgen gebe ich das Gesuch um meine Entlassung ein. — Ja, lieber Mann! Und dann kaufen wir uns ein kleines Landhaus, einfach, aber geschmackvoll, wo wir mit unserer Mutter zusammen wohnen. — Nach welcher Gegend hin müßte das liegen? — Wo du willst, lieber Eduard! — Nein, das mußt Du bestimmen. — Du weißt ja, ich bin immer Deiner Meinung. — Gut! so wollen wir uns in der Umgegend umsehen ... wir

lesen den Anzeiger ... wir fragen Mama um Rath. — Ganz gut, mein Lieber! — Werden wir oft Gesellschaft bei uns sehen? — Wie Du wünschest, lieber Eduard! — Liebe Frau, das ist ganz Deine Sache. — Nun! dann lieber weniger Gesellschaften, denn sie würden uns verhindern, beisammen zu sein, allein mit einander spazieren zu gehen, und ich fühle, das würde mich schmerzen. — Wie liebenswürdig Du bist! Nur einige gute Freunde laden wir dann und wann ein, ... die Deiner Mutter zum Beispiel. — Ja, sehr schön! des Morgens gehen wir in den Garten; denn einen Garten müssen wir haben, nicht wahr? — O, das versteht sich. — Einen großen Garten mit Alleen und Lauben. — Ach, Du denkst schon an Lauben! — Aergert Dich das, mein Freund?"

Statt aller Antwort schließt er sie in seine Arme, drückt sie an sein Herz, empfängt ihre Liebkosungen, und die Unterhaltung ist einige Augenblicke lang unterbrochen.

Also einen großen Garten werden wir haben mit dichten Gebüschen und Laubengängen, knüpft Eduard das Gespräch wieder an. — Ja gewiß, mein Einziger, erwiderte hierauf Adeline mit zärtlichem Lächeln und die Augen verschämt niederschlagend ... — Abends durchstreifen wir die Gegend, tanzen mit den Landleuten, oder machen eine Partie mit unsern Nachbarn, wenn schlechtes Wetter ist ... ist es so recht? — Ja gewiß! mein Theuerster, das ist allerliebst."

Die zärtliche Adeline ist immer der Meinung ihres lieben Gemahls; Eduard will keinen Willen haben,

und Beide sind so einig, daß ein jedes dem andern das Recht gern überläßt, das Hausregiment zu führen.

Die jungen Eheleute kamen gerade auf einen höchst interessanten Artikel des ehelichen Glücks; sie dachten an die Kinder, die sie bekommen würden, an ihre Erziehung und den Stand, den sie dereinst wählen sollten, als es leise an die Thüre ihres Zimmers klopfte.

Es war Madame Germeuil, die nicht länger warten konnte, ihre Tochter zu umarmen, und in ihren Augen das Glück ihres Herzens zu lesen. Welch seliges Schauspiel für eine Mutter!... das sie an dieselbe Epoche ihres Lebens erinnert.

Adeline drückt sie erröthend an ihr Herz, die gute Mutter kündigt ihnen an, daß das Frühstück sie erwarte, und das Frühstück ist eine wesentliche Sache nach der Hochzeit. Die junge Frau nimmt indessen nur wenig zu sich; sie ist zu voll von Gedanken, um Appetit zu haben; die Ideen, die ihren Kopf durchkreuzen, reichen hin, um jedes Bedürfniß zu entfernen; mit dem jungen Ehemann ist es aber anders, er ißt nicht, sondern er schlingt! Ein neuer Beweis, daß die Männer nicht wie Frauen lieben, da dieselbe Ursache nicht denselben Erfolg hat.

Während des Frühstücks machen die jungen Leute ihre Mutter mit ihren Plänen bekannt. Madame Germeuil wundert sich nicht wenig über die Neuigkeit, daß Eduard seine Anstellung aufzugeben gedenkt. Sie will einige Gegenvorstellungen machen, sie ver-

sucht es, den Nachtheil herauszuheben, den Murville davon haben möchte, da er im Grade weiter vorrücken, ja selbst Bureauchef werden könne. Eduard schweigt; im Herzen fühlt er wohl, daß die Mutter Recht hat, aber Adeline bittet so innig, küßt sie so zärtlich, macht ihr eine so rührende Beschreibung von dem Glück, sich künftig alle drei nicht mehr zu trennen; sie rühmt geschickt die Vergnügungen des Landlebens, ihre künftige Lebensweise und alle Vorzüge einer so zufriedenen Existenz, daß Madame Germeuil nicht den Muth hat, ihren Bitten zu widerstehen, und der Plan wird angenommen.

„Aber, sagt die verständige Frau, Eduard kann doch nicht ohne Beschäftigung bleiben. Der Müßiggang ist sehr gefährlich und läßt uns oft Thorheiten begehen, wovon wir keinen Begriff gehabt hätten, wenn wir arbeitsam gewesen wären. — O, Mama! seien Sie ganz ruhig! Eduard soll schon zu thun haben, das ist meine Sorge!... Erstlich die Besorgung unserer Geldgeschäfte, er hat ja unser kleines Vermögen zu verwalten!... dann sorgt er für unser Landhaus, für den Garten... dann muß er doch auch mir seine Zeit widmen, wir gehen spazieren. — Aber, liebe Tochter, man kann doch nicht immer spazieren gehen. — Ganz gewiß, aber man ruht aus, man arbeitet auch im Garten... Und unsere Kinder, denken Sie denn daran gar nicht? müssen sie nicht erzogen werden, muß man nicht auf ihren Unterricht, auf die Richtung ihres Geistes Acht haben? — Ach, Du denkst schon an Kinder? — Ja, liebe Mama,

o, wir haben das Alles schon in Erwägung gezogen! — Was Du doch für eine kleine Närrin bist! — O nein, Mama, Sie werden sehen, wie vernünftig ich bin, und mein Mann auch."

Madame Germeuil war von den weisen Plänen nicht so entzückt wie diese; aber sie beschloß, auf das Betragen ihrer Kinder beständig ein wachsames Auge zu richten, und wußte, daß Adeline, trotz ihren Luftschlössern, doch zuerst von ihren Irrthümern zurückkommen würde. Was Eduard betraf, so that er ja, was man wollte; es kam nur darauf an, ihm gut zu rathen, und nicht, wie Adeline, stets seiner Meinung zu sein.

Nach dem Frühstück beschäftigte man sich mit der Wahl eines Landhauses. Man hatte den Anzeiger holen lassen. Adeline brachte ihn ihrem Gemahl. Madame Germeuil überlegte, in welcher Gegend in der Nähe von Paris wohl die gesundeste Luft sein mochte, als plötzlich Murville auf seinem Stuhl in die Höhe fährt und einen Schrei der Ueberraschung thut.

„Gott, was ist denn, mein lieber Mann, frug Adeline erstaunt über dessen Bewegung. — Ja, es ist's! ruft Eduard, im Lesen fortfahrend, in Villeneuve-Saint-George, das Haus liegt nach dem Felde hinaus, zwei Stöcke hoch... ein großer Garten... ein Pavillon... ein Hof... ein eisernes Gitter. — Nun! lieber Freund, und das Alles hätte Dich beinahe vom Stuhle geworfen? — Ach! liebe Frau, beste Mutter, dies Haus!... — Kennst Du es denn? — Ob ich es kenne? es gehörte meinem

Vater... ich habe einen Theil meiner Jugend darin verlebt. — Wär' es möglich? — Unglück hatte uns gezwungen, es zu verkaufen... aber ich konnte es nie vergessen!... — Aber, lieber Mann, warum hast Du uns nichts davon gesagt? — Ich wußte ja nicht, daß es jetzt zum Verkauf ausgesetzt ist. — Gut, lieber Eduard, dann suchen wir nicht weiter, wir haben gefunden, was wir brauchen... die Wohnung, worin Du Deine Kindheit verlebt hast! Lieber Eduard... wie sehr werde ich mir darin gefallen!... Mama, Sie geben Ihre Einwilligung, nicht wahr? — Ja, wenn das Haus nicht zu theuer ist. — O, wie könnte es zu theuer sein, Eduards Haus!... ach, wie herrlich!... Villeneuve-Saint-George... ja, ich glaube, die Luft ist daselbst gut. — Ganz gewiß ist da eine gute Luft! — Laß uns sogleich hin, lieber Freund! — Aber, liebe Tochter, es ist schon spät; ihr seid eben nicht früh aufgestanden; wenn wir bis morgen warteten! — Bis morgen! und wenn das Haus heute verkauft würde? Ach! ich würde untröstlich sein und Eduard auch."

Dieser schweigt, sicher aber kann er auch die Zeit nicht erwarten, bis er hinauskommt. — Nun denn, liebe Kinder, wenn es euch so viel Vergnügen macht; es sind aber vier Meilen. — Wir haben ja ein gutes Cabriolet, seit vierzehn Tagen ist das Pferd stehen geblieben... es soll schon tüchtig laufen. — Wo werden wir denn zu Mittag essen? — In Villeneuve-Saint-George... da gibt es gute Traiteurs... nicht wahr, lieber Freund? — Ei freilich! Wir werden

schon etwas bekommen. — Und bei der Rückfahrt wird es schon finster sein... Du weißt, Adeline, ich liebe nicht, bei Abend im Cabriolet zu fahren. — O, Mama! Eduard fährt uns, Sie wissen, wie vorsichtig er ist... und der Weg ist ja prächtig, nicht wahr, lieber Mann? — Er war es wenigstens vor zehn Jahren. — Sehen Sie wohl, Mama, daß keine Gefahr ist... Ach! sagen Sie nur Ja! — Ich muß ja wohl Alles thun, was ihr wollt. — Ach, wie gut sind Sie, Mama!... ich setze gleich den Hut auf."

Adeline läuft an ihre Toilette. Eduard befiehlt dem alten Raimund, ihrem Diener, anzuspannen. Madame Germeuil macht sich reisefertig, und Marie, das Dienstmädchen der jungen Eheleute, sieht mit Bedauern, daß man das Mittagsessen nicht versuchen werde, was sie für heute so ausgesucht zubereitet hat.

Die junge Frau ist zuerst fertig; man braucht ja nur wenig Zeit zur Toilette, wenn man weiß, daß man gefällt; darum bringen ohne Zweifel die alten Koketten zwei Stunden vor dem Spiegel zu.

Adeline hat ein einfaches Musselinkleid an; ein Gürtel um die schlanke Taille, ein mit Blumen und Federn nicht überladenes Strohhütchen und ein leichter, nachläßig über die Schultern geworfener Shawl bilden den einfachen aber reizenden Putz unserer jungen Frau; Alles an ihr muß gefallen, ihre Gesichtszüge athmen Glück und Liebe; Freude und Seligkeit verschönern jedes hübsche Gesicht.

Eduard betrachtet sie mit Wonnegefühl, Madame Germeuil mit Stolz; Adeline umarmt beide und

reicht ihrer Mutter den Arm, damit diese schneller zum Wagen hinunter komme, denn sie brennt vor Begierde, Eduards Vaterhaus kennen zu lernen, und dieser wünscht nicht minder, den Aufenthalt seiner Kindheit wieder zu sehen. Endlich sitzt die glückliche Mutter im Fond des Cabriolets und Adeline neben ihr; Eduard ergreift die Zügel und nimmt den Weg nach Villeneuve-Saint-George.

Fünftes Kapitel.

Der Kopf mit dem Schnurrbart.

Eduard läßt sein Pferd recht auslaufen, und bald erreicht man das Dorf. Als man die Dorfstraße hinter sich hat und links dem Felde zu einbiegt, gewahrt man das längst ersehnte Landhaus.

Adeline ist vor Freude außer sich und nimmt ihren Hut ab, um besser zu sehen; Eduard treibt sein Pferd noch stärker an, und Madame Germeuil schreit laut auf, aus Furcht umgeworfen zu werden.

Endlich hält der Wagen vor dem Gitter, das den Hof umgibt. — Ja, das ist's, das ist's, ruft Eduard vom Wagen springend; ja, ja! hier ist es ... ich erkenne die Thüre, den Hof, sogar die Hausklingel wieder, es ist noch die alte! und da ist die Tafel mit der Anzeige, daß das Haus zu kaufen sei.

Während er das Haus mit innerer Bewegung betrachtet, hilft Adeline ihrer Mutter aus dem

Cabriolet; man bindet das Pferd an und tritt durch die offene Thüre in den Hof.

„Ach! wie wird es mir hier gefallen, ruft Adeline, ihre Blicke freudig umherwerfend, nicht wahr, Mama, ist das Haus nicht herrlich? — Nur Geduld, liebe Tochter, wir haben ja noch nichts gesehen."

Ein langer Bauernknecht kommt mit einem großen Hund ihnen aus dem Hause entgegen. — „Was wünschen Sie? fragte er etwas plump. — Wir wünschen das Haus zu besehen, antwortet Eduard. — Ja, und es zu kaufen, fügt Adeline hinzu."

„Dann lasse ich's mir gefallen, brummt der Bauer zwischen den Zähnen, folgen Sie mir, ich führe Sie zu meinem Herrn." Er geht voran eine Treppe hinauf und läßt sie in einen Speisesaal treten, um inzwischen seinen Herrn von ihrer Gegenwart in Kenntniß zu setzen.

Alsbald läßt sich aus dem Zimmer, in das der Diener gegangen ist, eine dünne, scharfe Stimme hören, und unsere Reisenden vernehmen folgendes Gespräch: „Was willst Du, Peter? — Es sind Käufer zu Ihrem Hause da. — Störst Du mich schon wieder, um mir unnützerweise einen Dummkopf über den Hals zu schicken, wie so eben? — O nein, mein Herr, diese da sehen ganz anders aus! — Hat mich der verfluchte Kerl doch geärgert! gewiß werde ich davon krank werden! — Ich sage Ihnen, die Leute draußen sind in einem Cabriolet gekommen. — Ach, so! das ist ein ander Ding... dann muß ich sie sprechen."

Madame Germeuil und ihre Kinder wußten nicht, was sie von dem Gehörten denken sollten, als die Thüre des Nebengemachs aufging, und ein kleines, hageres, gelbes, runzliges Männchen in Schlafrock und Nachtmütze erschien, und sie mit gezwungen freundlicher Miene begrüßte.

„Wir wünschen Ihr Haus zu besehen, sagt Eduard, mir ist es zwar nicht fremd, aber die Damen möchten es gern kennen lernen. — Es ist doch sonderbar, erwidert der kleine Herr, seinen Diener ansehend, ein Jeder kennt mein Haus! ... und Ihre Absicht ist, es zu kaufen? — Ei freilich! wenn der Preis annehmbar ist. — Nun, so werde ich Sie selbst herumführen."

„Welch ein Original, sagte Adeline leise zu ihrem Mann, ich wette, es ist ein alter Wucherer, der sich hieher zurückgezogen hat, und nun dem Wunsch nicht länger widerstehen kann, aufs Neue seinen Handel in der Stadt zu treiben."

Man besieht das Haus vom Keller bis zur Bühne, der kleine Herr läßt nichts unbeachtet, und Eduard, froh, sein Vaterhaus wieder zu sehen, hört geduldig alle Lobeserhebungen des Besitzers an. Von Zeit zu Zeit sagte er lächelnd zu seiner Frau beim Eintritt in jedes Zimmer: „Ja, ja! das ist die Stube ... dort das Kabinet ... hier sind noch die alten Wandschränke." ... Und dabei schaut der alte Herr seinen Diener an; beide scheinen sich zu verstehen.

„Sie haben also früher schon hier gewohnt?

fragt er endlich. — Ja, mein Herr, ich habe einen Theil meiner Jugend hier verlebt. — „Das ist doch drollig, brummt der Diener; das ist zum Erstaunen," der alte Herr.

Madame Germeuil findet das Haus bequem und wohnlich; Adeline ist entzückt darüber, und Eduard wünscht jetzt den Garten zu sehen; der kleine Mann entschuldigt sich, sie aus Mattigkeit nicht begleiten zu können, bittet, dem Diener zu folgen, und unsere jungen Eheleute sind keineswegs unzufrieden, einen Augenblick von dem alten Herrn befreit zu sein.

Der Bauerknecht geht voran, ihm folgt Madame Germeuil, und Adeline und Eduard schließen Arm in Arm den Zug. Eduard macht seine Frau auf jedes Plätzchen aufmerksam, das ihn an seine Kinderjahre erinnert.

„Hier war es, sagt er, wo ich mit meinem Vater las, hier in dieser Allee spielte gewöhnlich mein Bruder Jakob und stieg auf die Aprikosenbäume. — Der arme Bruder Jakob ... Hast Du nie wieder von ihm etwas gehört? — Nein! ... O! er ist gewiß irgendwo in einem fremden Lande gestorben, sonst wäre er zurückgekommen und hätte seine Eltern aufgesucht! ... — Das rührt daher, wenn man auf seine Kinder kein wachsames Auge hält, dieser Jakob hat gewiß ein schlechtes Ende genommen."

Eduard antwortete nicht; die Erinnerung an seinen Bruder machte ihn immer traurig und nachdenkend; er war fest überzeugt, daß derselbe nicht mehr lebe, und wahrscheinlich nährte er hauptsächlich deßhalb diesen

Gedanken, um den andern aus seinem Kopfe zu verbannen, daß er vielleicht elend und gesunken in der Welt umherirre. Auch mochte er, seitdem er gewiß wußte, daß Adeline die Seinige werde, zuweilen fürchten, seinen Bruder in erniedrigender Dürftigkeit wieder zu finden, weil ihm das in den Augen der Madame Germeuil nachtheilig werden könnte, und so oft ein Bettler von seinem Alter ihn ansprach, stieg ihm das Blut ins Gesicht; er entfernte sich rasch, aus Besorgniß, es könnte sein Bruder Jakob sein.

Eduard war dessen ungeachtet nicht gefühllos; er hätte seinen Bruder nicht zurückstoßen können; aber so sind die Menschen! Eigenliebe erstickt bei ihnen oft die edelsten Empfindungen; man erröthet über Brüder und Schwestern! ja es gibt Menschen, die sich ihrer Eltern schämen. Das sind aber stets nur solche, die sich selbst nicht achten, denn sonst würden sie ihren Stamm in Ehren halten.

Aber kehren wir zu unsern jungen Eheleuten zurück, die alle Gänge des Gartens durchlaufen, sich anlächeln und vor jeder dunkeln Grotte oder jedem dichten Gebüsche die Hände drücken. Der Diener blieb einen Augenblick zurück, um das Halsband seines Hundes wieder zu befestigen, Madame Germeuil und ihre Kinder setzten ihre Promenade fort. Man erreichte endlich das Ende des Gartens. Die eine Seite desselben stößt aufs Feld und ist von einer hohen Mauer umgeben; in derselben befindet sich aber ein Ausgang und dieser ist durch ein mit Brettern verschlagenes Gitterthor verschlossen, damit die

Vorübergehenden nicht in den Garten herein sehen können. Die Bretter waren indessen zum Theil schon verfault, und ein Stück derselben war los. Als die Gesellschaft vor die Thür kam, bemerkte sie den Kopf eines Mannes, der denselben gerade da, wo die Bretter zerbrochen waren, gegen das Gitter drückte, und sehr aufmerksam in den Garten herein schaute.

Madame Germeuil konnte einen Ausruf des Schreckens nicht zurückhalten, Adeline empfand einen geheimen Schauder und selbst Eduard ward durch den unvorbereiteten Anblick einen Augenblick ergriffen.

Das Gesicht des Mannes, der in den Garten blickte, mußte allerdings im ersten Augenblick überraschen; schwarze Augen, bräunliche Gesichtsfarbe, starker Schnurrbart, eine tiefe Narbe quer über der Stirn bis zur linken Augenbraune — Alles das gab dem Gesicht einen wilden Ausdruck und gereichte der Gestalt keineswegs zum Vortheil.

„Ach! mein Gott! was ist das? rief Madame Germeuil, plötzlich stille stehend. — Nun, nun! es ist ein Mann, dem es Vergnügen macht, in den Garten zu sehen, antwortete Eduard, indem er den Fremden, der nicht vom Gitter wegging, näher betrachtete."

„Er flößt mir beinahe Furcht ein, sagte Adeline leise ... — Beinahe, meine Tochter? Dann kannst Du froh sein! ... ich gestehe, ich bin halb des Todes, ... und dabei drängt sie sich näher an den Schwiegersohn."

„Aber wie furchtsam sind Sie, Madame; etwas Neugierde, weiter nichts. Wenn man an einem

hübschen Garten vorbeigeht, kann man doch wohl einen Augenblick hineinsehen? Das ist uns selbst wohl schon zwanzig Mal passirt. — Ja gewiß! aber wir haben auch nicht solch schauderhaften Schnurrbart! Sieh nur, er bewegt sich gar nicht und scheint gar keine Notiz von uns zu nehmen."

Jetzt holte der Diener wieder die Gesellschaft ein, fuhr aber, als er am Gitterthor die Gestalt sah, zusammen und brummte in den Bart: „Ist er noch da? Den Teufelskerl sollen wir also nicht los kriegen."

Der Unbekannte warf einige Blicke auf den Hausknecht, und die Damen lasen in seinem Gesicht Zorn und Verachtung. Nachdem er die Personen im Garten noch einen Augenblick betrachtet hatte, verschwand sein Kopf endlich hinter dem Gitter.

„Ich möchte wohl wissen, wer der ist, sagte Adeline zu Eduard. — In der That, ich schließe auf nichts Gutes, erwiderte Mama Germeuil, die jetzt freier Athem schöpfte, da sie den Schnurrbart nicht mehr sah. — Dieser Mann führt Böses im Schilde, nicht wahr, Eduard? — O Mama, das glaube ich nicht; hätten wir den Mann vom Kopf bis zu den Füßen gesehen, so würde uns sein Gesicht vielleicht nicht so auffallend erschienen sein."

„Mein Mann hat recht, Mama, ich meine, Vieles hängt von dem Zustande ab, in dem die Dinge sich uns darstellen. Ein mit Lumpen bedeckter Mensch flößt uns oft Mißtrauen ein, während wir denselben Menschen ohne Angst ansehen würden, wenn er besser

gekleidet wäre. Die Nacht, die Ruhe, der Mondschein, die langen Schatten der Gegenstände, Alles wirkt auf uns ein, und bringt unsere Einbildungskraft in Bewegung. — Du magst sagen, was Du willst, liebe Tochter, aber jenes Gesicht sah nicht aus bloßer Neugier in den Garten! — Es kann sein, ich hätte nur die ganze Gestalt sehen mögen. — Potz Blitz! rief der Diener, Sie hätten nichts besonders Schönes gesehen! — Kennt Ihr denn den Mann?" fragte Adeline sogleich.

„Ich kenne ihn nicht, Madame, aber ich habe ihn schon heute frühe gesehen. Er kommt mir wie ein Vagabund vor, der sich im Dorf umhertreibt, um irgend einen Streich auszuführen ... Aber mir soll er nicht wieder kommen, oder mein Hund hat ihn am Kragen ... — Und Ihr wißt nicht, was er im Dorfe zu schaffen hat? — Meiner Treu, das ist mir gleichgültig! wenn er nur meine Schwelle nicht wieder betritt, weiter verlange ich nichts."

Da man so eben vor das Haus kam, wo der Eigenthümer die Gesellschaft an der Thüre erwartete, so hatte dies Gespräch ein Ende.

„Nun, wie gefällt Ihnen der Garten? fragte der kleine Greis Adelinen. — O! recht gut, mein Herr, ich denke, wir werden einig werden, nicht wahr, Mama? — Ja, ja! vielleicht!" ...

Seit Madame Germeuil den Kopf hinter dem Gitter gesehen hatte, fand sie das Haus und seine Umgebung nicht mehr so lieblich. Aber ihre Kinder wünschten den Kauf lebhaft, weßhalb sie sich, ihrer

kindischen Einbildungen sich schämend, nicht länger widersetzte und der Handel entschieden wurde. Der kleine Mann machte zuerst sehr hohe Foderungen, ging aber, als er hörte, daß er sogleich baar bezahlt würde, bedeutend herunter, worauf man schnell ins Reine kam.

In der Lust seines Herzens lud der Eigenthümer die Gesellschaft ein, im Hause noch etwas auszuruhen, und bot den Damen sogar Zuckerwasser an; allein man sehnte sich nicht nach weiterer Bekanntschaft mit dem alten Geizhals; außerdem hatte der Appetit sich eingefunden, und man mußte noch vor dem Mittagessen zum Notar des Orts.

Das trockene Männchen bestand nicht länger auf seiner Einladung; er nahm seine Schlafmütze ab, ließ sich einen alten Filzhut bringen, den er aus Schonung unter den Arm nahm, zog einen abgeschabenen braungelblichten Rock an und vergaß auch nicht sein starkes Rohr mit krummem Griff, worauf er sich um so lieber stützte, als er glaubte, daß, wenn seine Füße nicht die ganze Last seines Körpers zu tragen hätten, dies nothwendig seine Schuhe schonen müsse.

Man kam zum Notar, der ein kurzes Protokoll aufsetzte und die Verkaufsacte in vierundzwanzig Stunden vorzulegen versprach; Eduard verpflichtete sich, am andern Morgen mit dem Kaufgeld wieder da zu sein, und Herr Renaré, so hieß der Verkäufer, machte sich anheischig, zur bestimmten Stunde sämmtliche Schlüssel des Hauses einzuhändigen.

Sechstes Kapitel.

Das ländliche Mittagsmahl.

„Jetzt wollen wir auch an das Mittagessen denken, rief Eduard, als man den Notar verließ, und wo möglich beim ersten Restaurateur des Orts. — Lieber Freund! wir hätten uns bei Herrn Renaré hiernach erkundigen sollen. — Ei bewahre, ich bin überzeugt, der alte Geizhals hätte uns in die schlechteste Schenke gewiesen ... aber sieh da! ... jenes Haus macht gute Miene, eine Restauration und Weinhandlung ... im gekrönten Degen ... da lies nur ... „Hier werden Hochzeiten und Festmahle besorgt," was halten Sie davon? — Also hinein in den gekrönten Degen!

Man tritt zum ländlichen Trakteur ein. Die Vorderseite des Hauses ist mit Schinken, Pasteten, gebratenen Hühnern, Spargelbündeln und Wildpret bemalt, aber die Küche dergleichen ländlicher Wirthshäuser bietet selten mehr, als den vierten Theil von dem, womit die Hausthüre verziert ist; ja selten findet man sogar Feuer auf dem Herd.

Als unsere Pariser das Gastzimmer zum gekrönten Degen betraten, war der Eigenthümer des Gasthofes, der zugleich die Stelle des ersten Kochs versah, so eben beschäftigt, sich zu rasiren; sein kleiner Küchenjunge spielte mit einem Joujou, die Frau des Hauses strickte und ihre beiden Mädchen wuschen und bügelten.

„Teufel! rief Eduard, das deutet eben auf keine Küche! aber was hilft's, man muß eben mit den Wölfen heulen! ... — Allerdings, mein Freund, unser Appetit ist der beste Koch."

Beim Anblick der eleganten Damen und eines Cabriolets vor der Thüre geräth alles in Bewegung. Der Gastwirth wirft Rasirmesser und Seifbüchse bei Seite, wischt sich das Gesicht ab und geht halb rasirt den Gästen mit tiefen Bücklingen entgegen; seine Frau wickelt das Strickzeug zusammen, wirft es auf den Bügeltisch, und Goton, eine der Mädchen, schaut auf die schönen Damen, hebt das heiße Bügeleisen aus Vergeßlichkeit in die Höhe und fährt damit der Wirthin unter die Nase; die Hausfrau fährt in Folge des Schmerzens, den ihr das glühende Eisen verursacht, mit lautem Geschrei zurück, wirft den Waschtrog um, worüber der Küchenjunge noch mehr erschrickt und sein Joujou in ein Kasserol versteckt; die Damen aber entfernen sich schnell, um nicht in das Seifenwasser zu treten, womit das Zimmer plötzlich überschwemmt ist.

Der Restaurateur stottert tausend Entschuldigungen, sucht aber dabei zugleich seine Frau zu beruhigen. „Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, meine Damen, mein Herr, sagt er; haben Sie nur die Güte näher zu treten ... sei doch nur ruhig, Frau! es ist ja nicht so bedeutend! ... ich brenne mich weit öfter des Tages ... Wir können mit allem aufwarten, meine Küche ist gut bestellt ... das alberne Mädchen, die Goton, gibt nie Acht auf das, was sie thut ...

setze Kartoffeln ans Feuer, liebe Frau... aber kommen Sie doch nur näher, meine Herrschaften, und wählen Sie sich ein Zimmer oder Kabinet nach Belieben."

Die Damen scheuen sich einzutreten, weil sie sich die Füße nicht naß machen wollten; endlich bringt das Mädchen ein langes Brett und bildet damit eine Brücke nach dem Nebenzimmer. Die Passage erregt Lachen und unsere Reisenden versprechen sich viel Vergnügen in einem Wirthshause, wo der Eintritt schon so viel Spaß macht.

„Nun, mein lieber Herr Gastrath, was werden Sie uns vorsetzen können, fragte Murville den Koch, der ihm gefolgt war und seine Künste herausstrich. — Mein Herr, ein schmackhaftes Kaninchenragout. — O, das dacht' ich mir, die Kaninchen fehlen nie bei euch Leutchen, aber wir sind keine Freunde davon... Können Sie uns Coteletten geben? — Gewiß, mein Herr, die sind leicht zu haben. — Ein gebratenes Huhn? — Ich habe gerade eines, das muß delikat sein. — Frische weiche Eier? — O! anders als frisch kennen mir sie nicht! — Nun, weiter bedürfen wir nichts, mit Salat und Ihrem besten Wein werden wir eine treffliche Mahlzeit halten, was meinen Sie, meine Damen? — Ja wohl, nur hübsch rasch, denn wir verschmachten vor Hunger. — Tragen Sie keine Sorge, meine Herrschaften, Sie sollen augenblicklich bedient sein."

Meister Bonneau kehrt zu seinen Leuten zurück. — „Nun munter, ruft er und steckt sein Schnupftuch im Dreieck als Schürze vor, was nur bei besonderen

Gelegenheiten geschieht; hübsch munter jetzt, Frau und ihr Mädchen, es gibt zu kochen und zu braten, und es ist nichts vorräthig, als Kaninchenragout, das sie nicht mögen, und das alte Teufelshuhn, das ich vor acht Tagen für den Juden braten ließ, der nichts als frisches Schweinefleisch aß. Nun, hoffe ich, soll es endlich einmal gespeist werden; Goton steck es an den Spieß... ich glaube, es ist nun das fünfte Mal; aber es schadet nichts, ich mache eine Sauce von boeuf à la mode daran, dann wird es schon hinunterrutschen. — Gott, wie habe ich mich verbrannt, ich lege schon das siebente Mal geschabene Kartoffeln auf. — Potz Blitz! Du bringst mich da auf einen trefflichen Gedanken, die geschabenen Kartoffeln lassen sich vorzüglich benützen; lege sie bei Seite, Frau, ich mache ein Soufflé für unsere Gäste davon... Du, Fanfan, laufe zum Schlächter und hole mir Hammelcotelettes, und Du, Marianne, kaufe Eier und komm bald zurück, um den Salat zu lesen... Ach! hurtig, zündet ein Licht an... gebt mir Siegellack, daß ich meine Flaschen versiegle, das macht den Wein besser."

Ein Jedes beeilt sich, die Befehle des Herrn zu befolgen, der seine Bratöfen heizt und seine Hemdärmel hoch hinaufschlägt, um das Wasser zu den Eiern beizusetzen; Goton spießt das unglückliche Huhn zum sechsten Male und fleht zum Himmel, es möchte das letzte Mal sein; Marianne bringt Eier und eilt sodann in den Garten, um ein Dutzend Salathäupter zu schneiden, und Frau Bonneau endlich schabt fleißig

Kartoffeln, legt sie sich auf den Brandfleck und sammelt sie hernach pünktlich auf einen Teller, wie ihr Mann es verlangt, denn ein geschickter Koch weiß von Allem Vortheil zu ziehen.

Fanfan kommt aber vom Metzger mit der traurigen Nachricht zurück, daß es keine Cotelettes gebe; der Maire hat so eben die letzten erhalten; wenn man aber noch eine Stunde warten möchte, so ließe sich's machen; der Knecht läßt nur sein Messer schleifen und soll, sowie er zurückkehrt, einen Hammel schlachten. — „Teufel! das ist ein dummer Streich! ruft Bonneau, indem er die Eier ins Wasser legt... nun, ich werde meine Gäste um ihre Meinung fragen."

Der Wirth geht ins Nebenzimmer, wo die Damen und Eduard bereits mit Ungedult auf das Mittagessen harren, dabei aber noch immer über die Eintrittsscene lachen.

„Nun! wie ist's, werden wir bald speisen? fragt Eduard, sowie er den Wirth erblickt. — Im Augenblick, mein Herr! — Ihre Augenblicke sind ziemlich lang, Herr Gastrath! — Ich wollte nur Ihre Befehle wegen der Cotelettes einholen. — Wie? — Der Metzger hat keine vorräthig; aber sein Knecht wird sehr bald zurückkommen, sodann gleich einen Hammel schlachten, was nicht allzu lange dauern wird, zumal wenn Sie einen Spaziergang in meinem Garten machen wollten. — Den Teufel auch, da könnten wir lange warten... ein schöner Vorschlag!... Wir sind nicht hiehergekommen, um Ihre Salat- und Schnittlauchbeete zu bewundern! — Lieber Freund! beruhige

Dich nur, bittet Adeline, über des Wirths Kaltblütigkeit und Eduards Aerger lachend, dann essen wir keine Cotelettes. — Kann ich die Schüssel mit einem delikaten Kaninchenragout aufsetzen, Madame? — Geben Sie uns, was Sie wollen, aber geben Sie uns doch wenigstens etwas. — Im Augenblick sollen Sie bedient sein."

Meister Bonneau ist ganz selig, daß er sein Kaninchenragout vorsetzen darf, denn das ist das Gericht, worin er sich auszeichnet. Er ergreift das Kasserol, worin sich die Ueberreste von zwei Kaninchen befinden, setzt es, nachdem er es zugedeckt hat, aufs Feuer, befiehlt Fanfan, das Ragout fleißig umzurühren und trägt seine weichen Eier der Gesellschaft auf.

„Sie sehen, meine Herrschaften, wie flink ich bin, sagt er, indem er die Eier mit größtmöglichstem Anstand den Gästen vorsetzt... Ich denke, ein Soufflé von Kartoffeln à la fleur d'orange dürfte der verehrlichen Gesellschaft wohl auch nicht mißfallen? — Wie, Herr Wirth, im gekrönten Degen gibt's auch Soufflé's? — O ja, mein Herr, und zwar sehr gute, ich kann mich dessen rühmen. — Ei, da sind Sie ja ein Meister in Ihrem Fache? — Mein Herr, wenn man in Paris bei Very gelernt hat... — Ach, das ist was anders; wenn Sie ein Zögling von Very sind, so wundere ich mich freilich nicht und habe alles Vertrauen zu Ihrem Soufflé."

Bonneau zieht sich, ganz aufgeblasen von den ihm gemachten Complimenten zurück; die Damen versuchen die vermeintlichen weich gesottenen Eier mit

Brodschnittchen zu essen, aber es ist rein unmöglich, sie sind steinhart und nach abgelöster Schale kaum zu zerschneiden.

Adeline lacht laut auf, Madame Germeuil schüttelt den Kopf, und Eduard findet überdies noch, daß die Eier nicht frisch sind.

„Das bringt mir eben keinen hohen Begriff von seinem Soufflé bei, sagt die Mama, indem sie ihr Ei wieder auf den Teller legt. — Nur Geduld, wir haben ja noch Hoffnung! ... Sie wissen, große Männer achten das Kleine nicht, und Very's Zögling kann zuletzt wohl das Weiche-Eier-Kochen nicht verstehen."

Bonneau trägt jetzt mit beiden Händen eine ungeheure Schüssel voll Kaninchenragout auf.

„Herr Wirth, die Eier beweisen eben Ihre große Kunst nicht, sie sind hart wie Stein, und dazu nicht ganz frisch. — Wenn sie Ihnen nicht ganz frisch vorkommen, so muß das an den Hühnern liegen, denn sie sind erst heute gelegt; was aber das Harte betrifft, so gestehe ich, liegt der Fehler an meiner Uhr, ich lasse sie fünf Minuten im Wasser; wenn aber die Uhr stehen bleibt, während sie auf dem Feuer sind, so kann der beste Koch getäuscht werden! — Da haben Sie Recht, es ist nur ein Glück, daß zum Ragout keine Eier gehören, und es nicht auch nach der Minute zubereitet wird. — Ach, Sie werden damit zufrieden sein, ich werde unterdessen dafür sorgen, daß das gebratene Huhn recht mild werde."

Bonneau nimmt seine harten Eier, wovon man

keines gegessen hat, mit fort, um sie zum Salat zu verwenden und sie sich so zweimal bezahlen zu lassen; ein doppelter Vortheil! und damit man nicht mehr sagen kann, sie seien nicht frisch, holt er eine Sorte Oel herbei, dessen Geruch und Geschmack nothwendig vorherrschen müssen.

„Nun, meine Damen, da wir doch einmal durchaus Kaninchenragout essen müssen, so wollen wir sehen, ob das unserem Wirthe Ehre machen wird, aber was der Teufel ist denn darin?... Bindfaden! Bindet unser Very die Kaninchen im Kasserol fest?... Das hängt ja Alles zusammen, und ich kann das Ende nicht finden. Aber was sehe ich denn da, meine Damen, ist das ein Schenkel oder ein Kopf?... Die Kaninchen müssen sonderbar gebaut sein. — Ach, mein Gott! ruft Adeline, das Ding auf Eduards Gabel näher ansehend, das ist ein Joujou!"

Die junge Frau läßt ihren Teller wieder fallen und lacht bis zu Thränen, Eduard ebenfalls, und Madame Germeuil selbst kann bei dem Anblick des Joujou's, dessen Bindfaden alle Stücke des Ragouts umschlungen hält, nicht ernsthaft bleiben.

Man wird sich noch erinnern, daß bei der Ankunft unserer Pariser das ganze Haus in Aufruhr kam; der Küchenjunge spielte gerade mit einem Joujou, und als die Wirthin sich verbrannte und vor Schmerz den Waschzuber umwarf, fürchtete Fanfan, gescholten zu werden, und versteckte schnell sein Joujou in der nächsten besten Pfanne. Das mußte nun gerade die sein, worin sich das Ragout befand. Als sie Bonneau

später nahm, hatte er sogleich einen Deckel darauf gestürzt, ohne vorher hineinzusehen; der Knabe hatte auf Befehl seines Herrn dann fleißig herumgerührt, ohne zu ahnen, daß er sein Joujou kochen lasse.

Das laute Lachen der Gesellschaft drang bis zu den Ohren Meister Bonneau's.

„Ei, ei! rief er, es scheint, unsere Gäste sind zufrieden! ich dachte es doch, mein Ragout würde sie guter Laune machen!... desto besser; da wird das alte Huhn Gnade finden... Geschwind wollen wir's hineinbringen und den Salat dazu. Goton gib die Oelflasche... So... sind die gehackten Eier darauf? ... so, schön... recht schön... O! dies Essen trägt uns einen achttägigen Verdienst ein."

Er tritt zu unsern fröhlichen Gästen ins Zimmer, stellt Huhn und Salat auf den Tisch und erwartet schweigend ein neues Compliment.

„Meiner Treu, Herr Restaurateur, fängt Eduard mit erzwungenem Ernst an, Sie bewirthen uns auf eine ganz eigenthümliche Weise... Was wollen Sie denn mit Ihrem Ragout von Joujou's sagen?... — Wie soll ich das verstehen? — Daß wir davon nichts genießen können, Herr Bonneau. — Was soll denn das bedeuten? — Sehen Sie nur, ist denn das ein Kaninchen?"

Herr Bonneau steht ganz verblüfft vor dem mit Sauce überzogenen Joujou. — Da, sagt Adeline, nehmen Sie Ihr Ragout wieder mit, was wir darin gefunden haben, reizt uns eben nicht, es zu versuchen. — Madame! ich bin wahrhaftig untröstlich!...

indessen werden Sie doch die Ueberzeugung haben, daß ich unschuldig bin... wenn die Kaninchen Joujou fressen. — Wahrhaftig, das ist stark, wenn ihr Huhn nicht besser ist, müssen wir sehen, wo wir anderwärts zu essen bekommen."

Der Wirth geht, ohne weiter hören zu wollen; roth vor Wuth langt er in der Küche an und schüttelt Fanfan tüchtig an den Ohren, um ihn Raison zu lehren.

„Aber was hast Du denn, lieber Mann, fragt Frau Bonneau, ihm die Schüssel mit den geschabenen Kartoffeln bringend. — Was ich habe, was ich habe? der Schlingel macht nichts als dumme Streiche! thut Spielzeug in meine Ragouts; kürzlich fand man auch zwei Pfropfen in einer Matelotte; zum Glück waren die Gäste benebelt und hielten sie für Champignons; heute haben wir es aber mit vornehmen Leuten zu thun, und der Schlingel ist schuld, daß man das Ragout nicht anrührt! und das muß gerade geschehen, wie ich ihnen das verunglückte Huhn vorsetze!... der Junge ist so schmutzig, als diente er bei einem Garkoch!... Frau, kratze Deinen Brandfleck sauber ab, es ist ja noch Kartoffelbrei darauf... nur hurtig! ich muß meine Reputation durch das Soufflé wieder herstellen."

Während Bonneau seine ganze Kunst auf das Zwischengericht verwendet, sucht Eduard das Huhn zu tranchiren und Madame Germeuil den Salat anzumachen. Aber vergebens arbeitet er auf das alte Thier los; das sechsfache Feuer hat es dermaßen

ausgetrocknet, daß es unmöglich ist, mit dem Messer hineinzukommen. — Da ist Alles umsonst! ruft Eduard und stößt die Schüssel von sich. — Das Oel ist auch nicht zu genießen, versetzt Madame Germeuil. — So sollen wir also heute nicht zu Mittag speisen, lacht Adeline."

„In der Thal, meine Damen, sagt Eduard, indem er aufsteht, ich glaube, es ist überflüssig, noch das Kartoffelsoufflé abzuwarten, wir könnten vielleicht gar noch Schuhsohlen darin finden. Nehmen Sie Ihre Shawls, Ihre Hüte, ich werde indessen dem Wirth den Marsch machen, daß er uns so zum Besten gehabt hat. — Aber vor Allem, lieber Freund, ärgere Dich nicht, denke, daß es das Vernünftigste ist, über unser Mißgeschick zu lachen; nicht wahr, Mama? — Ja, meine Tochter, aber das Essen werden wir doch nicht bezahlen."

Eduard geht nach der Küche; als er gerade in das Vorzimmer treten will, dringt die Stimme des einen Mädchens in sein Ohr; er hört vom Soufflé sprechen, horcht neugierig auf ihr Geschwätz und vernimmt folgende Unterredung: „Ich sage Dir, Marianne, ich möchte von dem Zeuge nichts um viel Geld versuchen, was der Herr so eben zusammenrührt! — Nun, wahrlich, Du bist recht ekel!... Das ist ja ein Leckerbissen. — Ein schöner Leckerbissen... er wird gut schmecken!" — Bah! wer wird denn so delikat sein... Wenn Du aber Brod backen oder Wein keltern siehst... da geht es oft noch weit ärger zu!... und beides schmeckt doch hernach gut! — Du magst

sagen, was Du willst, Marianne, ich sehe nicht zu, wie Brod und Wein gemacht wird, aber ich habe die Kartoffeln auf dem Brandfleck der Frau gesehen, die sich eben nicht alle Tage seift, und ich weiß, daß nach einer Pastete daraus mich nicht gelüstet."

Eduard hat genug gehört; ... er stürmt in das Zimmer, die beiden Mädchen sind hierüber ganz verwundert und lassen ihn durch nach der Küche, wo Meister Bonneau so eben sein Soufflé mit einer Himbeersauce übergießt.

Murville stößt wild um sich her, ergreift das Gericht und wirft es durchs Fenster in den Garten. Der Wirth ist wie versteinert.

„Was ist Ihnen, mein Herr? ... woher dieser Zorn? — Ha, verteufelter Garkoch! ... Ihr macht uns ein Soufflé mit Kartoffeln, die Eure Frau schon als Umschlag auf ihrem Brandfleck benutzt hat? — Mein Herr, was wollen Sie damit sagen? — Ihr versteht mich schon, Ihr verdienet, daß ich Euch recht derb die Meinung sage. — Mein Herr ... ich weiß nicht ... — Wir gehen, aber ich komme wieder, Meister Bonneau, und werde des Very'schen Schülers mit seinem gekrönten Degen, seinen Hochzeiten und Gastmahlen alsdann gedenken."

Eduard läßt den verblüfften Wirth stehen und begibt sich wieder zu den Damen, die so eben das Speisezimmer verlassen wollen. — Lassen Sie uns gehen, sagt er, und uns glücklich schätzen, von dem Kartoffelsoufflé nichts genossen zu haben. — Nun, was ist denn damit vorgegangen, mein Lieber? —

Ich werde Dir das nachher erzählen; das Dringendste ist jetzt, aus dem Hause dieses infamen Giftmischers zu kommen."

Eduard ergreift Adelinens Hand, Madame Germeuil ihren Shawl, und sie verlassen das Gasthaus, als plötzlich der Wirth ihnen nachläuft und sie anhält.

„Einen Augenblick, mein Herr! ruft der Wirth, seine baumwollene Mütze hin und herschiebend, einen Augenblick, ich bitte, ich dächte, bevor man geht, sollte man doch sein Mittagessen bezahlen. — Unser Mittagessen!... zum Henker, Herr Restaurateur, es sollte Ihnen schwer werden, zu beweisen, daß wir gegessen haben! — Mein Herr, ich habe Ihnen vorgesetzt, was Sie verlangt haben; wenn Sie nichts davon gegessen haben, ist es nicht meine Schuld! — Sie treiben Scherz, Herr Bonneau, wenn Sie behaupten, uns nach Wunsch bedient zu haben; wir wollten weichgesottene Eier, Sie gaben uns steinharte; wir foderten Cotelettes, Sie thun uns Joujou in Ihr Ragout; statt Wein erhalten wir Essig, statt Provenceröl Lampenöl zum Salat; ein Huhn, das nicht einmal ein Engländer tranchiren könnte und ein Soufflé, womit ... kurz, Herr Garkoch, geben Sie sich zufrieden, oder ich lasse Sie noch obendrein bestrafen und Ihre Boutique zuschließen. — Meine Boutique! schreit Bonneau, ganz außer sich vor Wuth; das wollen wir doch sehen ... Bezahlen Sie auf der Stelle hier meine Rechnung. Vierzig Franken fünfzehn Centimes, oder Sie gehen mit mir zum Maire."

Statt aller Antwort ergreift Eduard die Rechnung und wirft sie dem Traiteur ins Gesicht, da erhebt Bonneau ein so entsetzliches Geschrei, daß alle Bauern aus dem Orte zusammenlaufen. „Das sind Leute aus Paris, die ihren Mittagstisch nicht bezahlen wollen, ruft das Landvolk, stets bereit, dem Städter Unrecht zu geben; das kömmt im Cabriolet an und hat keinen Sous in der Tasche.“

Unsere jungen Eheleute lachen über das Geschrei und machen sich zu dem Maire auf den Weg; Mama Germeuil folgt ihnen im Wagen; alle Bauern umgeben Herrn Bonneau, der voran geht, neben sich Fanfan mit dem unglücklichen Huhn auf der Schüssel, weil Eduard verlangt hat, daß dasselbe einer näheren Prüfung unterworfen werde. Der Zug geht durchs Dorf zur Wohnung des Mairs und vergrößert sich mit jedem Augenblick, denn eine solche Begebenheit ist jedem willkommen. Endlich ist man da und verlangt den Maire zu sprechen. „Er hat jetzt nicht Zeit, sagt die Magd, er ißt gerade zu Mittag.“

„Er soll aber zwischen uns entscheiden, versetzt Bonneau; ja! und dies Huhn untersuchen, setzt Eduard mit Lachen hinzu. — Ach! es betrifft ein gebratenes Huhn, das ist etwas Anderes, antwortet das Mädchen, da rufe ich plötzlich den Maire, denn so etwas interessirt ihn.“

Sie geht zu ihrem Herrn und erzählt ihm den Hergang so ausführlich, daß er nichts davon versteht und sich zuletzt entschließt, seine Gäste auf einige

Augenblicke zu verlassen, um sich ins Audienzzimmer zu begeben.

Tiefe Stille herrscht in der Versammlung, als der Maire eintritt. — Wo ist das Huhn, der Gegenstand des Streites? fragt er mit pathetischer Amtsmiene. — Herr Maire! nicht bloß ein Huhn, sondern ein ganzes Mittagessen will man mir nicht bezahlen! — Ein ganzes Mittagsmahl!... das ist von Wichtigkeit! — Hat man's verzehrt? — Nein! antwortet Eduard, an dem Huhn hier haben Sie den Beweis davon. — Sehen Sie nur die Rechnung nach, Herr Maire! Sie werden sich selbst überzeugen, wie billig Alles angesetzt ist. — Her mit der Rechnung!... Weiche Eier! — Sie waren steinhart! — Das ist gleich!... wer Gläser entzwei wirft, muß sie bezahlen, mit Eiern ist es dasselbe. Kaninchenragout. — Wir fanden ein Joujou darin. — Das hat mit dem Kaninchen nichts zu thun. Ein Joujou ist übrigens nicht im Stande, den Geschmack zu verderben... Weiter... Ein gebratener Kapaun... — Da ist er, suchen Sie mal gefälligst hineinzukommen."

Der Maire gibt Fanfan einen Wink, sich zu nähern, aber der Knabe, in Gegenwart so vieler Menschen eingeschüchtert, hält die Schüssel nicht fest, und der sogenannte Kapaun rollt auf den Fußboden und macht dabei ein Getöse, wie eine Kindertrommel, wenn sie auf Steinpflaster fällt. — „Oho! ruft der Maire, er scheint doch etwas trocken zu sein. — Der weite Weg in der Sonnenhitze hat ihm freilich zugesetzt," meint Bonneau.

„Der Tausend ... drin ist ja mein Freund, der Notar, der versteht sich auf Kapaunen, wie seine Frau sagt, der soll hier entscheiden."

Der Maire öffnet die Thüre des Nebenzimmers, und ruft den Notar, der bei ihm so eben als Gast ist. Eduard und Adeline verlieren allmälig die Geduld; sie vermuthen, nach dem so eben vom Maire Gehörten, daß sie ihren betrügerischen Wirth werden bezahlen müssen, und dieser, seines Siegs gewiß, blickt sie frech an und lächelt den Bauern zu, die schon auf den Augenblick harren, ihren ganzen Spott gegen die feinen Pariser loszulassen.

Aber der Notar tritt ein, sieht Eduard und seine Frau, erkennt in ihnen die Käufer des Landhauses, und statt sich um das Huhn zu kümmern, das Bonneau ihm unter die Nase hält, macht er dem jungen Ehepaare eine tiefe Verbeugung.

„Was!... Sie kennen den Herrn und die Dame? fragt mit Verwunderung der Maire. — Ich habe die Ehre; der Herr hat das Haus meines Nachbars Renaré erkauft, und bezahlt sogleich baar ... der Kaufcontrakt ist bei mir unter der Feder."

Diese Worte geben mit Einemmale der Sache eine andere Wendung. Der Maire überhäuft Eduard und seine Begleiterin mit Artigkeiten; er bittet sie, in das andere Zimmer zu treten und auszuruhen; alsdann wendet er sich ganz aufgebracht gegen den verblüfften Gastwirth. — Ihr seid ein Spitzbube, ein Betrüger, fährt er ihn zornig an, Ihr verlangt Geld für ein Essen, das man gar nicht angerührt hat.

Ihr bietet Euren Gästen ausgetrocknete Hühner, faule Eier an und fordert vierzig Franken dafür? — Aber, Herr Maire, Sie sagten doch so eben... — Schweigt, oder ich strafe Euch noch dazu... Ich weiß, daß Ihr Euren Wein verfälscht und Katzen statt Kaninchen ausgebt, aber nehmt Euch in Acht... für die erste fette Katze, die man vermißt, bleibt Ihr verantwortlich!"

Der Wirth zieht sich verwirrt und wüthend auf den Notar, der den Maire wie eine Wetterfahne gewendet, zurück; er stößt Fanfan vor sich her und kommt, das alte Huhn in der Hand, zu Hause an, wo er seinen Leuten zur Strafe befiehlt, den Kapaunen zu Abend zu speisen, damit ein jedes seinen Aerger theile.

Der Maire ladet sogleich Eduard und Adeline ein, bei ihm zu Mittag vorlieb zu nehmen, und erbietet sich, Madame Germeuil selbst aus dem Cabriolet zu holen; aber die jungen Eheleute widersetzen sich seinen Bitten; sie geben vor, in Paris erwartet zu werden, und ihre Abreise nicht länger aufschieben zu können.

Man trennt sich, der Maire mit Betheurungen der Freude über ihre baldige nähere Bekanntschaft, und unser Ehepaar mit dem aufrichtigsten Dank für seinen Eifer, seit der Ankunft des Notars.

Die Landleute umgaben noch das Haus des Maire's, als Eduard und Adeline es verließen, machten Ihnen ehrfurchtsvoll Platz und bezeugten

auf alle mögliche Weise den Parisern ihre Ergebenheit, bis diese ihren Augen entschwunden waren.

Und doch waren dies dieselben Bauern, die kurz zuvor sie mit ihren Schimpfreden verunglimpft hatten; aber sie ahneten da noch nicht die veränderte Stimmung des Maire's!... Die Menschen sind überall dieselben.

Siebentes Kapitel.

Worin der bärtige Mann wieder vorkommt.

Ganz ausgehungert kommt man in Paris an. Man verlangt schnell zu essen. Die Dienstboten beeilen, stoßen sich, um recht flink zu sein; aber beim Laufen, Stoßen, schnellen Treiben wird eine Sache für die andere genommen, eine Sauce übergegossen, ein Gericht angebrannt, ein anderes kalt aufgetragen; kurz, wie gewöhnlich, wenn es schnell gehen soll, macht man alles verdreht.

Die Bedienung hat ihre Herrschaft zum Mittagessen nicht mehr erwartet; der alte Raimund kann es nicht begreifen, warum sie hungrig zurückkommt, und die Köchin ärgert sich, gar nicht darauf vorbereitet gewesen zu sein; unsere Reisenden finden jedoch alles delikat, denn Meister Bonneau's Küche ist ihnen noch in lebhaftem Andenken.

Am andern Morgen war Adeline zu angegriffen, um Eduard nach Villeneuve-Saint-George begleiten zu können, und da man dem alten Renaré sein Wort

gegeben hatte, so mußte sie ihren Mann schon allein fahren lassen.

Murville versprach spätestens zum Mittag wieder zurück zu sein. — „Daß Dir nur nichts Unangenehmes begegnet, sagt Madame Germeuil. — Ich wette, Mama, Sie denken noch an den Mann mit dem Schnurrbart am Ende des Gartens. — Ja, ich kann es nicht läugnen, und ich muß sogar gestehen, daß ich die ganze Nacht davon geträumt habe. — Das wundert mich nicht, wenn uns bei Tage etwas lebhaft ergriffen hat, so sieht unsere Einbildungskraft im Traume denselben Gegenstand; aber darum soll uns dies nicht Grund zu traurigen Ahnungen geben. — In der That, Mama, Sie machen mich ordentlich unruhig, sagt Adeline, ich wünschte, Eduard wäre schon wieder zurück ... Und doch ist es wirklich kindisch, ohne Ursache sich zu fürchten und sich zu ängstigen! ... Drum reise glücklich, lieber Mann, kehre bald wieder zurück, und vor allen Dingen kehre nicht im gekrönten Degen ein."

Eduard küßt die Hand seiner Schwiegermutter und umarmt Adeline, wie man seine Frau am zweiten Tag nach der Hochzeit umarmt, wenn man alles gefunden hat, was man hoffte, oder wenn man glaubt, alles gefunden zu haben, was so ziemlich dasselbe ist, und was so Manchem begegnet, der recht klug zu sein glaubt und doch betrogen wird.

Er kommt in Villeneuve-Saint-George an, und steigt vor seinem künftigen Landhause ab. — Ist Herr Renaré zu Hause? fragt er den Diener. — Er ist

schon beim Notar, mein Herr! — Der Tausend, wie prompt! so will ich ihn auch nicht länger warten lassen."

Murville läßt sein Cabriolet im Hofe stehen und geht zum Notar. Der Contrakt ist aufgesetzt und Herr Renaré wartet schon mit Ungeduld auf seinen Käufer, denn nach dem Auftritt im gekrönten Degen hatten sich seiner schon einige Zweifel wegen des Hausverkaufs bemächtigt; aber Eduards Ankunft und hauptsächlich seine mit Banknoten angefüllte Schreibtafel geben ihm seine vollständige Ruhe wieder.

Verhandlung und Kaufcontrakt werden unterzeichnet, die Gelder ausgezahlt, und Herr Renaré übergibt schmunzelnd Eduard die Schlüssel des Hauses. — So sind Sie denn jetzt der Eigenthümer und können von diesem Augenblick an über Alles, was darin ist, verfügen, denn ich habe es Ihnen ja ganz möblirt verkauft. — Ich bin Ihnen sehr verbunden, wünsche aber, daß Sie sich zur Räumung Zeit nehmen und meinethalben nicht geniren. — O! meine Vorkehrungen sind gleich fertig; . . . ich nehme nur ein kleines Paket unterm Arm mit mir. — So haben Sie wohl schon eine andere Wohnung? — Dafür ist gesorgt, sagt der Notar, Herr Renaré hat noch sechs Häuser in Paris und drei in der Umgegend, wegen eines Unterkommens ist er nicht verlegen!"

Sechs Häuser in Paris, denkt Eduard, und er trägt einen abgeschabenen Rock, einen durchlöcherten Hut! ist dabei Hagestolz und ohne Erben; dieser Mensch glaubt wohl ewig zu leben!

Unser junger Mann grüßt den alten Geizhals und den Notar, und begibt sich nach seiner neuen Besitzung; der Hausknecht erwartet ihn im Hofe und scheint ihn etwas fragen zu wollen; Eduard erräth seine Gedanken.

„Dies Haus ist jetzt mein, sagt er, der Kaufcontrakt hier macht mich zum Besitzer; Herr Renaré wird es jedoch Euch gleich selbst sagen. — Mein Herr, ich zweifle nicht daran. — Bleibt Ihr bei Herrn Renaré? — Nein, ich gehöre zum Hause, und wenn der Herr mich nicht behält, so bin ich brodlos. — Nun, so sollt Ihr bei mir bleiben, ich will Euch nicht fortschicken; von diesem Augenblick an seid Ihr in meinen Diensten. — Das beruhigt mich; ich werde mich bemühen, Sie zufrieden zu stellen.“

Der rohe Bauer gefiel Eduard eben nicht besonders; er war ungehobelt, grob, und die Gewohnheit, mit Herrn Renaré zu leben, hatte ihn mißtrauisch und unfreundlich gemacht; aber Murville wollte sich als Eigenthümer seines Vaterhauses vor den Dorfbewohnern doch nicht gleich hartherzig zeigen.

Da es noch frühe war und er seine Geschäfte schneller beendigt hatte, als er glaubte, konnte er dem Wunsche nicht widerstehen, seine neue Besitzung noch einmal zu durchlaufen; er ließ sich den Schlüssel zum Gitterthor am Ende des Gartens geben und befahl dem Diener, beim Wagen zu bleiben.

Ist man Herr eines Grundstücks, so untersucht man Alles aufs Genaueste. Eduard bemerkte, daß Herr Renaré alle Beete mit Kohl und Salat gepflanzt hatte, die ursprünglich für Blumen bestimmt

waren; die schönsten Akazienbäume, die freilich nur Schatten gaben, hatte er abhauen lassen und sie durch Obstbäume ersetzt. Statt des Buchsbaumes, womit sonst die Gänge eingefaßt waren, fand er Petersilie und Gresse, und in den Gebüschen, die früher von Flieder und Rosen dufteten, roch man nur Körbel und Zwiebeln.

„Hier wird es viel zu thun geben, sagt Eduard, über Renaré's Knauserei lächelnd; in acht Tagen schon soll das Alles anders sein, bis auf die Akazien, an denen ich sonst meine Schaukel befestigte!... wie glücklich bin ich doch einst hier gewesen!"

Er näherte sich jetzt der Gitterthüre. „Es scheint doch, als zeige sich der furchtbare Kopf, der meine Dame so erschreckte, nicht alle Tage," sagte er, und wollte eben den Schlüssel ins Schlüsselloch stecken, als plötzlich das schnurrbärtige Gesicht über der zerbrochenen Latte wieder vor seinen Augen erscheint.

Eduard bleibt betroffen stehen und fühlt sein Herz heftig schlagen; er sammelt sich jedoch bald wieder. — „Was suchen Sie hier, fragt er den Unbekannten, und warum halten Sie sich immer hinter dieser Thüre auf, Ihre Augen nach dem Garten gerichtet? — Nichts suche ich, antwortete der Fremde in starkem und rauhem Tone. Ich betrachte nur den Garten, weil er mir gefällt, und blicke hier durch das Gitter, weil man mir den Eintritt nicht gestattet. — Wenn Sie sonst nichts verlangen, so können Sie Ihren Wunsch befriedigen. Treten Sie ein, nichts soll Sie jetzt daran hindern."

Bei diesen Worten öffnet Eduard das Thor, denn er ist neugierig, die ganze Figur des Fremden zu sehen. Der Unbekannte scheint von Eduards Anerbieten überrascht, läßt sich aber nicht zweimal einladen und tritt durch die geöffnete Thüre in den Garten.

Murville erblickt einen Mann von hoher Gestalt mit einem alten, blauen, bis zum Kinne zugeknöpften Ueberrock, schwarzen, abgenutzten Stiefeln und einem schlechten, dreieckigen Hut in der Hand.

Beim Anblick dieser sonderbaren Gestalt, der bleichen Gesichtsfarbe, dem langen Bart und dem schlechten Anzuge, der nur Elend und Unglück verräth, denkt Eduard an den Argwohn seiner Schwiegermutter und ein Gefühl des Mißtrauens bemeistert sich seiner.

Der Fremde geht im Garten umher, bleibt bald vor einem Gebüsch, bald vor einem alten Baume stehen und scheint dabei gar nicht daran zu denken, daß er nicht allein ist.

Potz Tausend, denkt Eduard, ich bin nicht umsonst gefällig gewesen, ich muß wissen, wer dieser Mensch ist und was ihn hier interessirt... Wenn er nicht spricht, so werde ich ein Gespräch mit ihm anknüpfen; er muß mir Antwort geben.

Der Fremde setzt sich auf eine Rasenbank, von wo aus man die Façade des Hauses erblickt, und Eduard setzt sich zu ihm.

„Ach, verzeihen Sie, fängt der Unbekannte an, aus seinem Nachdenken auffahrend, ich habe noch nicht

daran gedacht, Ihnen für Ihre Gefälligkeit zu danken, aber es interessirte mich so sehr, diesen Ort wieder zu sehen. — Es hat gar nichts zu sagen. — Sind Sie vielleicht der Sohn vom Herrn dieses Hauses? — Nein. — Desto besser für Sie. — Warum denn? — Weil er ein alter Schurke ist, wie sein Diener, den ich fast Lust gehabt hätte, etwas derb Manier zu lehren! — Was hat man Ihnen denn gethan? — Ich besuche dies Dorf, bloß, um dies Haus wieder zu sehen. Ich komme gestern ganz ermattet hier an, trete in den Hof und ruhe auf einer Steinbank aus. Da kommt der Hausknecht auf mich zu und fragt, was ich wolle. Ich sage ihm, ich wünschte den Garten zu besehen; er aber fragt sogleich, ob ich das Haus zu kaufen Lust habe. Die Frage schon war eine Grobheit, denn ich sehe nicht wie ein Hauskäufer aus. — Das ist wahr! denkt Eduard. — Als er hört, daß ich andere Gründe für meinen Wunsch habe, befiehlt er mir, den Hof zu verlassen; ich bitte ihn nochmals, mich nur einen Augenblick den Garten durchlaufen zu lassen, er aber ruft seinem Herrn; ein alter Jude erscheint, und beide wollen mich jetzt aus der Thüre werfen!... Kreuz-Donnerwetter!... mich zur Thüre hinauswerfen!... mich... einen... Doch nein!... ich vergesse, daß ich es nicht mehr bin!... Aber wenn auch, ohne meine alten Erinnerungen, die mich abhielten, hätte ich Herrn und Diener tüchtig durchgeprügelt!... Ich that es also nicht, und da mir nichts Anderes übrig blieb, um den Garten zu sehen, so stellte ich mich hinter jene Gitterthüre, wo

Sie mich schon gestern bemerkten. — Es ist mir sehr lieb, Sie heute wieder gefunden und die Unart der Leute wieder gut gemacht zu haben. — Meiner Treu, es ist ein bloßer Zufall; wartete ich nicht auf einen Kameraden, der mich hier im Dorfe abholen will, so wäre ich wahrscheinlich nicht mehr hier. — Ah, Sie erwarten einen Kameraden. — Ja, mein Herr!"

Eduard schweigt einen Augenblick still, indem er über die Worte des Unbekannten nachsinnt; dieser hebt endlich wieder an. — „Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich mir eine Frage erlaube; wie geht es zu, daß der alte Spitzbube von Eigenthümer Ihnen seine Gartenschlüssel anvertraut? — Dies Grundstück gehört nicht mehr Herrn Renaré, denn er hat es heute an mich verkauft. — Verkauft! Ach, bei Gott, hierüber bin ich sehr erfreut, es that mir wehe, diese Besitzung in den Klauen jenes Schurken zu wissen. — Sie nehmen also viel Antheil daran? — Allerdings, denn ich brachte hier einen Theil meiner Jugendjahre zu. — Sie? — Ja, ich."

Eduard betrachtet den Fremden mit größter Aufmerksamkeit; ein unklarer Verdacht, ein geheimes Vorgefühl bringen sein Herz in Aufregung. Er sieht jetzt erst, daß der Fremde noch jung ist, und daß nur Strapazen seine Züge gealtert haben und die Sonne seinen Teint gebräunt hat; er wünscht und fürchtet mehr zu erfahren.

„Ja, mein Herr, fängt der Unbekannte nach einer Pause wieder an, in diesem Hause habe ich gewohnt, ich bin zum Theil hier erzogen worden... damals

verlebte ich hier, bei meinen Eltern, die glückseligsten Tage... Ich hatte einen liebreichen Vater, einen Bruder!... Alles das habe ich verlassen!... und habe verdient, was ich jetzt dafür leide! — Sind Ihre Eltern vielleicht todt? fragt Eduard mit angstvoller Stimme, indem er verstohlen die Züge und das Aeußere des Mannes näher betrachtet, den er zu erkennen fürchtet. — Ja, mein Herr, sie sind gestorben, vielleicht aus Kummer über mich!... Meiner Mutter lag freilich nicht viel an mir, desto herzlicher liebte mich aber mein Vater!... und nun soll ich ihn nicht wiedersehen! Hm! verdammter Trotzkopf, der mich so manche Thorheiten begehen ließ! — Und Ihr Bruder? — Mein Bruder lebt, wie ich in Paris erfuhr; er hat sich verheirathet... Ich habe seine Adresse noch nicht erhalten können; aber morgen werde ich sie bekommen, dann will ich ihn aufsuchen. Der arme Eduard, er wird staunen, mich wieder zu sehen! er glaubt sicher, ich lebe nicht mehr!"

Eduard antwortet nicht, er schlägt, ungewiß, was er thun soll, die Augen nieder und wagt es nicht, sich's zu gestehen, daß es sein Bruder ist, der vor ihm sitzt.

Jakob, denn er war es, überläßt sich wieder seinem Nachdenken; mit der einen Hand streicht er seinen Schnurrbart und mit der andern reibt er sich die Stirne, als wollte er neue Gedanken fassen; Eduard ist unbeweglich und stumm; seine Augen fixiren dann und wann den Freund seiner Kindheit, aber der grobe Ueberrock, die alten Stiefel und hauptsächlich der

lange Bart halten sein Herz zurück, das ihm befiehlt, sich in die Arme seines Bruders zu werfen, ohne sein Aeußeres, seine Lage zu beachten.

Plötzlich scheint ein Gedanke sich Jakobs zu bemächtigen. „Mein Herr, sagt er, es wäre möglich, daß Sie meinen Bruder kennten; Sie scheinen in der großen Welt zu leben und halten sich gewöhnlich in Paris auf? — Ja, das ist wahr! — Vielleicht haben Sie etwas von Eduard Murville gehört? — Ja... ich... ich kenne ihn. — Sie kennen meinen Bruder? — Ich bin Eduard Murville."

Eduard spricht diese Worte so leise, daß kein Anderer als Jakob sie verstanden hätte, aber dieser hörte aufmerksam zu, und ehe sein Bruder noch geendigt, springt er auf ihn zu und drückt ihn mit Herzlichkeit an sich.

Eduard erwidert seine Umarmung nicht ohne Wärme, aber der verdammte Schnurrbart ist ihm zuwider, er ist nicht mit sich im Reinen und weiß nicht, ob er sich darüber freuen oder ärgern soll, seinen Bruder wieder gefunden zu haben.

„Aber warum hast Du Dich nicht früher zu erkennen gegeben, fragt Jakob, ihm aufs Neue um den Hals fallend, konntest Du Dir denn nicht denken, wer ich sei? — Doch, doch! allein ich wollte meiner Sache zuvor ganz gewiß sein. — Du bist also reich, glücklich? — Nun, ja! — Du bist verheirathet? wo ist Deine Frau?... es würde mich freuen, sie kennen zu lernen. — Meine Frau?"

Eduard schweigt, die Erinnerung an Adeline, an

Madame Germeuil, der Schrecken und die Ahnungen der letzteren, die rauhen Manieren und die ärmliche Kleidung Jakobs, worin er gegen ihn so sehr absticht, das Alles peinigt Eduard, der ohnehin mit seinem schwachen und unschlüssigen Charakter sich umsonst bemüht, Eigenliebe und Eitelkeit mit der Bruderliebe in Einklang zu bringen.

„An was, der Kuckuk, denkst Du denn? fragte Jakob seinen Bruder, indem er ihn am Arme schüttelte. — Ach! ich denke nur nach... es ist schon spät... ich muß nach Paris zurück, wichtige Geschäfte erfordern dort meine Gegenwart.“

Jakob antwortet nichts, aber seine Stirne zieht sich in Falten, und er geht um einige Schritte zurück.

„Und Du, Jakob, was treibst Du denn jetzt? — Nichts, erwiderte dieser ganz trocken und sah dabei Eduard scharf an. — Nichts! aber wovon lebst Du denn? — Bis jetzt habe ich noch von Niemanden etwas verlangt... — Deine Lage scheint nicht die beste? — Sie ist es auch wahrlich nicht! — Aber warum trägst Du denn so einen wüthenden Bart? Ich denke doch, daß Du damit nicht meine Frau besuchen willst. — Mein Bart verläßt mich nicht. Wenn Deine Frau eine Zierpuppe ist und sich vor meinem Aussehen fürchtet, so sei ohne Sorgen, dann wird sie mich nicht oft zu sehen bekommen! — Du verstehst mich falsch... das meine ich nicht damit... aber... ich muß jetzt fort, man erwartet mich in Paris... ich biete es Dir nicht an, jetzt mit mir zu kommen... übrigens erwartest Du ja Jemand

hier im Dorfe, wie ich glaube. — Ja, einen Kameraden, einen Freund erwarte ich."

Jakob legte auf das Wort Freund einen besondern Ton und sah gleichsam mit verächtlichem Mitleid im Auge auf seinen Bruder.

„Nun, ich muß eilen, wir werden uns bald wiedersehen, hoffe ich... indessen... da nimm dies hier von der Hand..."

Bei diesen Worten zieht Eduard seine Börse, die etwa zehn Louisd'ors enthielt und bietet sie seinem Bruder mit zitternden Händen an; aber Jakob stößt sie voll Selbstgefühl zurück, drückt sich den Hut ins Gesicht, fährt mit der Hand schnell nach der Brust, als ob er unter seinem Rock etwas verbergen wollte und spricht mit kaltem Tone: „Behalte Dein Gold, ich bin nicht hergekommen, um Deine Hülfe anzurufen, und will nicht der Gegenstand Deines Mitleids sein; ich glaubte einen Bruder wieder zu finden, ich habe mich getäuscht; ich scheine Dir nicht würdig genug, Dein Haus zu betreten... mein Aeußeres, mein Gesicht flößen Dir Abscheu ein... gut denn... lebe wohl... Du sollst mich nicht wiedersehen."

Jakob wirft noch einen zornigen Blick auf seinen Bruder und entfernt sich mit großen Schritten durch die noch offenstehende Gartenthüre.

Eduard bleibt in seiner Unentschlossenheit noch einige Augenblicke unbeweglich auf seinem Platze sitzen und starrt mit den Augen nach der Thüre hin, durch die sein Bruder verschwand. Endlich siegt das Gefühl der Natur; er läuft zur Thüre hinaus, sieht auf

dem Feld umher und ruft laut: „Jakob! mein Bruder! aber zu spät, Jakob ist schon weit fort, und das Rufen seines Bruders vernimmt er nicht mehr.

Er kehrt betrübt nach dem Garten zurück und verschließt die Gitterthüre. — „O! er wird wieder kommen, denkt er, er ist ein Hitzkopf, der leicht auffährt! Ich glaube indessen nicht, ihn beleidigt zu haben... ich bot ihm Gold an... er schien es doch nöthig zu haben und ich sehe nicht ein, wie er das übel nehmen kann. Ich gab ihm zu verstehen, daß seine Kleidung, sein Betragen nicht in seine Zirkel passe... Hatte ich darin so Unrecht? kann ich meiner Frau, meiner Schwiegermutter mit gutem Gewissen einen Menschen vorstellen, der wie ein entlaufener Sträfling aussieht... o, ich müßte mich ja zu Tode schämen; und das zwei Tage nach meiner Hochzeit!... mit dem Gelde, das ich ihm bot, hätte er sich anständiger kleiden können!... aber nein! er will ja seinen Bart nicht ablegen; nun, wie's ihm gefällt! ich habe gethan, was ich mußte."

Eduard sucht sich zu überreden, daß er recht gehandelt habe, und gesteht sich nicht, daß sein kaltes und befangenes Benehmen seinen Bruder gekränkt haben könne; aber eine geheime Stimme in seinem Innern wirft ihm sein Unrecht vor; unzufrieden mit sich selbst, unruhig über die Folgen dieses Ereignisses steigt er in sein Cabriolet und verläßt das Dorf, ohne dem Hauswärter irgend eine Weisung zu ertheilen.

Unterwegs besinnt er sich lange, was er zu Hause sagen soll, endlich entschließt er sich, seiner Frau und

Schwiegermutter das Zusammentreffen mit seinem Bruder zu verschweigen, und denkt, es sei Zeit genug, des Vorfalls zu erwähnen, wenn Jakob ihn besuchen werde.

Er kommt an: Adeline springt ihm entgegen, macht ihm über sein langes Ausbleiben Vorwürfe und verlangt die kleinsten Details über seine Reise.

„Alles in Ordnung, sagt Eduard, der Contrakt unterschrieben und das Haus unser. — Und Du hast doch keine schlimmen Rencontres gehabt? fragt Adeline lächelnd. — Ei behüte, wie Du siehst. — Du hast das bärtige Gesicht nicht wieder gesehen? fragt Madame Germeuil. — Nein, auch nicht. — Dann ist es gut, denn in der That, der Kerl sah aus wie ein Räuberhauptmann, und ich gestehe Dir, ich möchte ihm nicht wieder begegnen.“

Eduard wird schamroth; sein Bruder, heißt es, gleiche einem Räuber; dieser Gedanke bringt ihn in Verlegenheit, er glaubt sein Geheimniß verrathen und hat kaum den Muth, die Augen aufzuschlagen. Die Liebkosungen seiner Frau zerstreuen jedoch einigermaßen seine Unruhe.

„Aber was ist Dir denn, lieber Mann, Du scheinst so in Gedanken vertieft, nicht ganz heiter? spricht Adeline. — O nichts, liebe Adeline, die lange Trennung von Dir ist mein einziger Kummer gewesen. — Liebster Eduard! möchtest Du immer so gesinnt sein, dann werden wir uns nie trennen. Nun, und wann ziehen wir nach unserem Landhause? — Ich denke in acht Tagen. — Acht Tage, das ist noch lange hin!

— Wir müssen doch dem alten Besitzer Zeit zum Ausziehen lassen. — Ach, das ist wahr, mein Lieber!"

Eduard sagte nicht die Wahrheit; ein anderer Grund erregte in ihm den Wunsch, die Rückkehr nach Villeneuve-Saint-George zu verschieben, und diesen Grund wagte er nicht seiner Frau zu gestehen. Nach achtundvierzig Stunden der Verheirathung, nach kaum gelobten Schwüren unbegrenzten gegenseitigen Vertrauens hatte er schon Geheimnisse vor ihr.

Achtes Kapitel.

Man urtheile nicht nach dem Schein.

Wir wollen jetzt Eduard und seine Frau auf einige Zeit verlassen und zum Bruder Jakob zurückkehren, den wir näher kennen lernen müssen.

Er lief aus dem Garten und durchstreifte in seinem Zorn lange Zeit die Felder, ohne sich um seinen Weg zu kümmern; sein einziger Zweck war nur, sich von seinem Bruder zu entfernen, dessen kaltes Benehmen, dessen lieblose Reden ihm das Herz verwundeten.

Er sprach dann und wann einige Worte, richtete die Augen gen Himmel, stieß heftig mit dem Fuß gegen die Erde und schien in gewaltiger Aufregung. Endlich befand er sich auf einem freundlichen, von alten Nußbäumen beschatteten Platze und fühlte das Bedürfniß auszuruhen; er sah umher, als ob er fürchte, verfolgt zu werden, aber Alles war still und

ruhig; die Landleute, beschäftigt mit ihren Feldarbeiten, belebten allein die Landschaft; Jakob legte sich unter einem Nußbaum auf dem Rasen nieder und gedachte der Unterredung mit seinem Bruder.

Weil ich arm aussehe, behandelt er mich mit Verachtung! Weil ich einen Bart trage, hat er nicht den Muth, mich mit seiner Frau bekannt zu machen! Er bietet mir Gold an, will aber nicht, daß ich bei ihm bleibe! Behandelt man so einen Bruder?... Warum dieser Ton der Verächtlichkeit? Habe ich den Namen meines Vaters entehrt?... Wenn auch mein Betragen nicht fein und abgeschliffen ist, so ist meine Sprache doch offen und mein Gewissen rein. Ich kann arm und unglücklich sein, aber nie werde ich eine Handlung begehen, deren ich mich schämen müßte ... Ich habe Thorheiten begangen, manche Jugendstreiche gemacht... das ist wahr, aber ich habe mir keine ehrenrührige Fehler vorzuwerfen... und was ich hier auf meiner Brust trage, sichert mich vor jedem Verdacht, sowie vor jeder Versuchung des Bösen."

Jakob öffnete dabei seinen Oberrock und betrachtete mit Stolz ein Kreuz der Ehrenlegion, das an einer alten Uniformsweste befestigt war. Dieser Lohn seiner Bravour war sein einziger Trost, und doch verbarg er diese Dekoration, weil er seit ein paar Tagen sich genöthigt sah, die Gastfreundschaft der Landleute in Anspruch zu nehmen, und, da sie nicht immer zu gastfreundlich sind, sein Kreuz keiner Demüthigung aussetzen wollte. Er hatte Recht. Wer ein Unterpfand

seiner Ehre auf der Brust trägt, soll nicht ein Gegenstand des Mitleids für Andere werden.

Jakob heftete seine Augen auf das theure Ehrenkreuz und dachte an den Tag, wo sein Oberst es ihm an die Brust steckte; er erinnerte sich der Schlachten, denen er beigewohnt, sah sich auf dem Schlachtfelde, von seinen Kriegskameraden umgeben, wie er gegen den Feind anrückte; diese Erinnerungen des Ruhms richteten seine niedergebeugte Seele wieder auf, und er vergaß darüber seinen Verdruß und die Hartherzigkeit seines Bruders.

Bald darauf schritt ein junger Mann, ungefähr wie Jakob gekleidet, dessen Gesicht aber von Frohsinn strahlte, und weder Betrübniß noch Mangel verrieth, einen Marsch pfeifend und mit einem Stöckchen den Takt dazu rechts und links auf die Fliederbüsche am Wege schlagend, einen Hügel herab dem Platz zu, wo Jakob war.

„Pfui Teufel! ruft er, indem er einen Augenblick stehen blieb und nach allen Seiten umherschaute, . . . nicht einen Flaschenstöpsel . . . nicht die schlechteste Kneipe zu finden! . . . Donner und Wetter, habe ich mich denn verirrt? . . . nirgends ein Dorf zu sehen . . . und doch habe ich höllischen Durst . . . meinethalben auch, nur vorwärts!“

Und er beginnt wieder zu singen:

Ich habe von meiner Nanette
Ihr niedliche Füßchen gesehen!
Bald werd' ich noch weiter, ich wette —
. . . .

„Ach! da ist ja endlich Jemand. Holla! alter Freund!“ Der junge Mann geht auf Jakob zu; dieser öffnet die Augen, erkennt seinen treuen Kameraden, springt auf und läuft ihm entgegen. — „Ha! ruft er aus, bist Du's, mein armer Sanssouci? — Ei, das ist ja Freund Jakob! besser konnt' ich mich nicht adressiren ... Warte, ich ruhe neben Dir aus, im Schatten Deines Nußbaumes; unter einem Faß Burgunder wär's mir freilich lieber ... aber was hilft's, man muß mit allem zufrieden sein. — Immer der Alte, Freund Sanssouci ... immer lustig, immer fidel! — O, was das betrifft! ... bleibe ich stets derselbe; die Fröhlichkeit ist der Reichthum armer Teufel, wie wir ... Du weißt, ich sang auch, wenn's ins Feuer ging ... Man hat uns, warte, wie heißen sie's doch! ... abgedankt! ... Ja, ja, den Laufpaß gegeben! ... anstatt braver Soldaten sind wir jetzt Landstreicher geworden! ... Was thut's, man muß sich drein schicken, wir haben uns übrigens stets gut aufgeführt, und wenn es darauf ankömmt, noch mal das Vaterland zu vertheidigen, sind wir wieder die ersten! — Gewiß! aber wovon inzwischen leben? — Wie die andern, von der Arbeit. — Mein armer Sanssouci, wie viele leben im Ueberflusse, ohne die geringste Mühe, während Andere mit dem besten Willen nicht so viel Arbeit finden, ihr Leben zu fristen. — Ah! bah! Du siehst Alles schwarz! — Ist Deine Reise nicht glücklich gewesen? Du hattest ja Deine Gründe, in diese Gegend zu gehen. — O, ich habe mehr gefunden, als ich dachte! — Und Du

bist nicht zufrieden? — Ich habe keine Ursache dazu! ich habe meinen Bruder gesehen, und er hat mich wie einen Bettler aufgenommen. — Dein Bruder ist ein Irokese, den ich mit dem flachen Säbel bedienen würde, wenn ich so einen hätte. — Meine Kleidung ... mein Gesicht ... mein starker Bart ... alles hat ihm mißfallen. — Das ist zu toll! ... er hat wohl Dein Ehrenkreuz nicht gesehen? — Nein, es war versteckt, und ist mir lieb ... mein Bruder versteht so etwas nicht zu schätzen ... und ich will, er soll dereinst sich noch über sein Benehmen schämen. — Er ist wohl reich, Dein Bruder? — Ja. — Also hast Du eine Familie? — Allerdings. — Ah, so glücklich bin ich nicht, ich habe weder Vater noch Mutter gekannt ... ich bin ein Kind der Natur! ... Das hindert mich aber nicht, den Kopf hoch zu tragen, die Steifröcke von Vorfahren kümmern mich nicht, und da es übrigens kurz nach Erschaffung der Welt noch keine Advokaten gab, so können die Nachkommen von Kain doch sehr angesehene Leute sein. Unser Sergeant, der ganz gut zu sprechen verstand, wenn er nicht über Durst getrunken hatte, behauptete, daß die Kinder der Liebe immer besser durch die Welt kämen, als andere, und führte mir Beispiele an, die ich Dir wieder erzählen würde, wenn ich sie nicht vergessen hätte. Aber um wieder auf Deine Angelegenheiten zu kommen, Du hast mir nie etwas von Deiner Familie und Deinem früheren Leben erzählt; wir haben uns beim Regiment gekannt, wir haben mehre Feldzüge zusammen mitgemacht, wir haben

das gelbe Fieber in Spanien und erfrorene Füße in Rußland gehabt, und das macht Seelenharmonie; Du hast das Kreuz und ich nicht; das ist der einzige Unterschied zwischen uns. Aber Du hast es auch ehrlich verdient. Du hast dem Obersten das Leben gerettet, ein braver Mann, das hinderte aber nicht, daß er am andern Morgen doch erschossen wurde! es war ein Unglück, Du konntest ja nicht immer bei der Hand sein! ... Endlich, nach so vielen Strapazen und Aufopferungen hat man uns abgedankt! Schade! wir hätten vielleicht noch Marschälle von Frankreich werden können. Um einander gegenseitig zu trösten, sind wir beisammen geblieben, und zum ersten Mal hatten wir uns getrennt, Du, um jenes Dorf zu besuchen, und ich, um hier in der Umgegend eine kleine Brünette wieder aufzufinden, die ich ehemals sehr gern hatte und die mir ewige Treue geschworen. — Nun! und hast Du sie wieder gesehen? — Leider ja! o, wir haben gleiches Schicksal; während Dein Bruder Dich so liebreich empfing, kam sie mir mit drei Kindern entgegen, und das vierte war auch schon auf halbem Wege. Du kannst Dir wohl vorstellen, wie's in mir kochte, ich bedachte aber, daß die arme Kleine mich todt glauben mußte! ... und das hat mich beruhigt, ich umarmte meine Treulose, und während ihre Kinder mit den Enten spielten und ihr Mann Holz haute, schlossen wir Frieden, und ... kurz! wir sind als gute Freunde von einander geschieden, und nun frisch weiter! — Mein armer Sanssouci! ... die Frauen sind nicht schlimmer als

die Männer; diese sind nur weniger geschickt, ihre Falschheit zu verbergen!... Geh! ich habe die Menschen kennen gelernt! ... und ich hätte den Empfang meines Bruders errathen können! ... aber man hofft immer, und darin hat man Unrecht ... — Höre Freund, erzähle mir Deine Lebensgeschichte ... wir sind hier so hübsch im Schatten, Niemand hört und stört uns hier, und indem ich Dir zuhöre, kann ich ausruhen und dabei eine Cigarre rauchen."

„Wohlan denn! Du sollst erfahren, wie es mir seit meinem fünfzehnten Jahre erging, denn da fing ich meine Irrfahrt an."

Jakob knüpfte seinen Oberrock wieder zu, lehnte sich an den Nußbaum, und schickte sich an, seine Abenteuer zu erzählen, indeß Sanssouci ein Feuerzeug aus der Tasche zog, seine Cigarre ganz behaglich anzündete und begierig auf die Mittheilung seines Freundes horchte.

Neuntes Kapitel.

Die Abenteuer Bruder Jakobs.

In meinem fünfzehnten Jahre verließ ich das elterliche Haus. Meine Mutter schien mir nicht besonders zugethan, sie sprach meinen Namen nur mit Widerwillen aus. Ich erinnere mich jedoch eines dicken freundlichen Herrn, der oft zu meinen Eltern kam und mich so recht mit Herzenslust Jakob nannte. Ich glaube, dieser dicke Papa war mein Pathe und

hieß ebenfalls Jakob; dies war wenigstens gewiß, daß er viel auf mich zu halten schien und mir jedes Mal, wenn er kam, Spielzeug und Bonbons mitbrachte. Aber trotz der Freundlichkeit meines Pathen, der Liebkosungen meines Vaters und der Freundschaft für meinen Bruder langweilte ich mich zu Hause und hatte keinen Augenblick Ruhe; meine Lust zum Lernen war gering, und da ich nur mit dem Plane umging, die weite Welt zu sehen und mich tüchtig herumzuschlagen, so hielt ich es für unnöthig, mich mit Latein und Mathematik zu plagen. Ah! mein lieber Sanssouci! ... diesen Irrthum meiner Jugend habe ich schon theuer bezahlt; auf meine Kosten habe ich es erfahren, daß Kenntnisse in allen Lebensverhältnissen von unschätzbarem Werthe sind. Hätte ich mehr gelernt, wäre ich nicht gemeiner Soldat geblieben! und wenn selbst Muth und Tapferkeit mich bis zum Grade eines Kapitäns erhoben hätten, so blieb es doch immer unangenehm, in der Gesellschaft seiner Oberen fürchten zu müssen, mit einer Dummheit herauszuplatzen, wenn man kaum den Mund öffnet und Anderen zum Spott und Gelächter zu werden; aber zur Sache! ich verließ also eines Morgens ohne Trommel und Trompetenton, und ohne mich um den Weg zu bekümmern, den ich wählen würde, das Vaterhaus. Ich hatte einen Louisd'or in der Tasche, den mir ein paar Tage zuvor mein Pathe geschenkt hatte, und glaubte, daß diese Summe ewig dauern müßte.

Nachdem ich lange Zeit marschirt war, machte ich

in einem Dorfe vor einem Wirthshause Halt, ging hinein und forderte mit der Anmaßung eines Staatskuriers mein Mittagessen. Ich war gut angekleidet, hatte ein offenes, heiteres Gesicht und ließ mein Geld in der Tasche klingen, indem ich mir in der Küche das Beste aussuchte. Der Wirth sah mich an und lachte, ließ mich jedoch machen. Er setzte mir ein gutes Mittagsmahl vor und gab mir weißen und rothen Wein. Ein kleines bucklichtes Männchen, das in demselben Zimmer an einem andern Tische saß, betrachtete mich sehr aufmerksam. Er suchte ein Gespräch mit mir anzuknüpfen und zu erfahren, woher ich käme und wohin ich ginge, aber da ich die Neugierigen nie leiden konnte und die Fragen des kleinen Bucklichten mir zuwider waren, so sah ich ihn an, ohne zu antworten, oder pfiff und sang, während er sprach.

Als ich satt war, frug ich den Wirth, was ich schuldig sei; und der Gauner forderte mir fünfzehn Franken ab. Ich machte ein verteufelt langes Gesicht, bezahlte jedoch und überlegte, als ich das Haus verließ, daß mein Louisd'or, der nie enden sollte, keine zweite Mahlzeit aushalten würde, wenn es mir wieder einfiele, den großen Herrn zu spielen.

Der Ort, wo ich gespeist hatte, und den ich für ein Dorf hielt, war Saint-Germain; ich frug nach dem Weg durch den Wald und machte mich wieder auf den Weg; ich unterbrach meinen Marsch nur, indem ich rechts und links über die Gräben sprang, und die Esel, die mir begegneten, mit Stockschlägen bediente.

Als ich vor Poissy ankam, hörte ich einen Reiter hinter mir her traben; ich blieb stehen und erkannte meinen Bucklichten, der auf einem kleinen hektischen Pferde ritt, das er immerwährend mit Sporn und Peitsche antreiben mußte.

Wie er dicht an mir war, hörte er auf mit seiner Peitsche zu knallen und ritt im Schritt, um mir zur Seite zu bleiben. Er begann aufs Neue ein Gespräch, und da ich allmälig müde wurde und die Kruppe sogar dieses dürren Kleppers mir doch ein angenehmes Plätzchen schien, so war ich jetzt weniger stolz und ließ mich mit ihm ein.

„Wo soll denn die Reise so zu Fuß hingehen, mein liebes Freundchen? frug er mich. — Das weiß ich eigentlich selbst nicht recht ... Ich will reisen ... die Welt sehen und mich lustig machen. — Ihr habt also wohl keine Eltern mehr? — O, doch! aber sie sind in Paris und wollen, daß ich meine Zeit mit Lesen und Schreiben zubringe; das ward mir zuletzt zuwider und da bin ich davon gelaufen. — Ah, verstehe! ... Lust zu Thorheiten! ... Jugendstreiche! ... O, ich kenne das! ... so etwas sieht man jetzt gar häufig ... Aber habt Ihr denn zu Euren Reisen recht viel Geld? — Ich habe noch neun Franken. — Teufel! ... da werdet Ihr wildes Kuhfleisch essen müssen. — Was wollt Ihr mit Eurem Kuhfleisch? ich habe gebratene Hühner, Aal, Tauben und Enten gegessen. — Ja, Ihr habt aber auch fünfzehn Franken verzehrt und mit den neunen, die Ihr noch habt, werdet Ihr keine drei solche Mahlzeiten mehr halten."

Ich antwortete nicht, aber ich sah sehr gut ein, daß der Bucklichte recht habe; da ich indessen Charakterfestigkeit besaß, so sah ich den kleinen Mann mit entschlossener Miene an und sagte: „Nun gut, so esse ich Kuhfleisch.“

„Ich sehe, daß Ihr Muth habt, versetzte er, wenn sich jedoch eine Gelegenheit darböte, auf der Reise gut zu leben, so meinte ich, wäre das so übel nicht, und ich kann Euch die Mittel dazu verschaffen? — Ihr? — Ja, ich! — Nun, und auf welche Weise denn? — Das will ich Euch mittheilen; aber damit Ihr besser hören könnt und nicht so müde werdet, so setzt Euch hinten auf die Kruppe meines Pferds! — O, das ist mir sehr willkommen.“

Ueber den Vorschlag meines neuen Reisegefährten ganz entzückt springe ich wie närrisch auf das arme Thier ... aber ich glitsche ... klammere mich an den Buckel meines kleinen Führers an ... falle ... reiße ihn mit herunter, und wir liegen beide im Sande, ohne daß das Pferd sich nur gerührt. Mein neuer Bekannter stand ziemlich guten Muths wieder auf und begnügte sich damit, mir den Rath zu ertheilen, künftig weniger hastig zu sein, weil wir nicht immer so sanft fallen könnten. Ich versprach es. Er hob sich wieder in den Sattel, ich gabelte mich vorsichtig hinten auf, und als wir beide endlich saßen, und es ihm vermittelst der Peitsche gelungen war, seine Rozinante in Schritt zu bringen, fing er seine Rede, die ich so ungeschickt unterbrochen hatte, wieder an.

„Mein liebes Freundchen! ein Jeder in der Welt, wenn er nicht reich geboren ist, sucht Geld zu verdienen und sein Glück zu machen; und man sieht sogar Millionäre spekuliren, Kapitalisten große Unternehmungen machen und reiche Edelleute vortheilhafte Verbindungen schließen, um den Glanz ihres Hauses zu erhöhen. Ich, der ich weder von Adel, noch Kapitalist, ja nicht einmal Kaufmann bin und auch keine Hoffnung habe, das eine oder das andere zu werden, habe lange hin und her gesonnen, durch welches Mittel ich, wenn auch kein bedeutendes Vermögen sammeln, doch angenehm leben könne. Endlich fand ich ein solches Mittel! mit einigem Verstand lernt man die Menschen bald kennen. Ich habe ihre Neigungen, ihren Charakter studirt!... ich fand bald, daß mit ein bischen Schlauheit man das arme Menschengeschlecht leicht für Narren halten könne; daß es nur darauf ankomme, es bei seiner schwachen Seite anzugreifen, und diese mit einigem Takt und Scharfsinn leicht aufzufinden sei. — Ah, Ihr habt also Takt und Scharfsinn, sagte ich zu meinem Begleiter, indem ich mit einigen Nadeln, die ich auf dem Mantelsack zwischen uns fand, unsern armen Gaul in die Weichen stach. — Ja, Freundchen, ich rühme mich dessen. — Und warum läuft denn Euer Pferd jetzt so rasch? — Weil ich so eben mit der Peitsche geknallt habe und es merkt, daß es bald in den Stall kommen wird. — Schon recht! ich sehe, daß Ihr Takt habt. Nun, fahrt nur fort, ich höre zu."

„Also, indem ich den [...] schmeichle,

Bayerische Staatsbibliothek

gelange ich zu dem Mittel angenehm zu leben; ich habe auch außerdem Kenntnisse in der Botanik, Medizin, Chemie und sogar in der Anatomie, und dadurch nun ist es mir gelungen, nicht nur Mittel für alle Krankheiten zu bereiten, sondern auch Tränke zu fertigen, um mittelst derselben Liebe, Haß, Eifersucht zu erregen und Gesunde krank zu machen... Hauptsächlich auf diesen letzten Artikel verstehe ich mich. — Ah, jetzt merke ich... Ihr verkauft allerlei Wundenbalsam, wie der große, rothrockige Mann, den ich einmal in Paris an den Straßenecken und auf den großen Plätzen gesehen, ich glaube, man nannte ihn Charlatan?"

Bei dem Worte Charlatan machte mein Geleitsmann einen Satz auf dem Sattel, der uns beinahe beide wieder auf die Landstraße geworfen hätte; zum Glück aber packte ich ihn so fest, daß wir diesmal bloß mit der Furcht davon kamen.

„Mein Freundchen, sagte er, nachdem er sich wieder ein wenig erholt hatte, ich verzeihe Euch den Ausdruck Charlatan! Ihr kennt mich noch nicht; ich will freilich wohl gestehen, daß ein wenig Charlatanerie mit meiner Kunst verbunden ist, und daß drei Viertheile meiner Mittel und Tränke nicht die Wirkung haben, die man sich davon verspricht, aber in der Medizin ist man ebensowohl Irrthümern unterworfen als in andern Dingen!... man nimmt ein Laxier ein und macht sich krank; man hat Schmerzen nur an einem Zahn und braucht ein Elixir, das alle Zähne verdirbt; man sucht ein Amt, dem man

[library stamp: ...Staatsbibliothek...]

nicht vorzustehen versteht; man macht Spekulationen übers Meer, die ein einziger Windstoß vernichtet; man meint, man habe Verstand und man entbehrt den nothwendigsten, den, sich durch die Welt zu helfen; man will vernünftig sein und macht dumme Streiche; man will sich durch eine Heirath glücklich machen und bereitet sich durch Weib und Kind tausend Sorgen!... Kurz, mein Freundchen, man hat sich zu allen Zeiten geirrt, und es bleibt immer ein großer Zufall, wenn die Ereignisse im Leben so erfolgen, wie wir sie berechnet und erwartet haben."

„Aber, mein Herr, sagte ich zu meinem kleinen Buckligen, dessen Gesalbader mich endlich langweilte, was habt Ihr denn eigentlich mit mir vor? — Hört nur! wenn ich in einem Flecken, einer kleinen Stadt ankomme, so kann ich mich nicht selbst anzeigen; ich brauche hiezu einen Famulus, der im Orte umherläuft und meine Ankündigungen austrägt, und wenn ich zu thun habe, die Aufträge, die man mir macht, annimmt und aufzeichnet. — Aber ich mag Euer Famulus oder Zögling nicht sein, weil ich zum Lernen keine Freude habe. — Ich begreife das sehr wohl, Freundchen; Ihr dürft Euch aber auch nicht mit anstrengenden Arbeiten den Kopf zerbrechen!... Ihr sollt mir bloß Pillen machen, das ist Alles. — Pillen? — Ja, von allen Größen und Farben. Seid nur ruhig, das ist nicht schwer... Aber das ist noch nicht Alles. — Nun, und was noch? — Ihr müßt schlafen und den Nachtwandler vorstellen, wenn es nöthig ist. — O, was das Schlafen betrifft, damit will ich

schon fertig werden. — Schlafend beantwortet Ihr die Fragen, die man an Euch richten wird. — Wie soll ich denn antworten, wenn ich schlafe? — Ihr sollt Euch ja nur stellen, als ob Ihr schliefet, mein Lieber... Ich werde Euch das Alles schon zeigen. O, das ist einer der ausgezeichnetsten Zweige meines Geschäfts! — Daß Ihr Andere in Schlaf bringt? — Das nicht allein, sondern wenn ich die Schlafenden reden lasse, wenn ich sie den Kranken die nothwendigen Mittel verschreiben lasse. — Halt einen Augenblick! schlafen will ich wohl, aber weder Mittel verschreiben, noch nehmen... dafür habe ich bei meinem Vater zu Hause manche Schläge bekommen! — O, Ihr versteht mich noch nicht... Mittel... das sind Arzneien, die man zu sich nimmt. — Mit einer Klystierspritze... O! ich kenne das!... — Nein, nein, davon ist gar nicht die Rede. Ihr sprecht im magnetischen Schlaf; ich werde Euch schon zuvor Unterricht ertheilen, und Ihr gebt dann dem Kranken oder Neugierigen Eure Antworten. — Wahrlich, ich begreife dies noch nicht. — Den Teufel auch! das glaube ich wohl; denn die, welche den Schlafenden befragen, begreifen auch nichts davon; das ist eben das Pfiffige an der Sache. Wenn man wüßte, was man davon halten soll, so könnte man mit dem Magnetismus und Somnambulismus sein Brod nicht mehr verdienen. Mit einem Worte, wollt Ihr mich begleiten und bei meinem Unternehmen mir helfen? Ihr sollt gut zu leben, schöne Kleidung haben und viele Länder zu sehen bekommen, denn ich bleibe nie lange an einem Orte. — Und

dafür soll ich nichts als Pillen machen und schlafen? — Nichts weiter. — Gut! die Sache ist abgemacht, ich ziehe mit Euch."

So war ich denn also Famulus des kleinen Buckligen. Wir kommen bei Nacht in einem Dorfe an; mein Herr und Meister kehrte in dem besten Gasthof ein und ließ uns ein gutes Abendessen vorsetzen. Es schien mir sehr angenehm, zu Pferde zu reisen und um meinen Unterhalt unbekümmert zu sein. Uebrigens hing es ja nur von mir ab, meinen Begleiter wieder zu verlassen, wenn es mir beliebte, und dieser Grund genügte, daß ich's mir bei ihm gefallen ließ; die Gewißheit der Freiheit gibt der Existenz einen Reiz, der sich über alle Lebensverhältnisse verbreitet, während Sklaverei auf den größten Theil unserer Handlungen ein finsteres Licht wirft; sie verbannt den Frohsinn, nimmt der Liebe jeden Reiz, der Seele alle Kraft und der Einbildungskraft jede Energie.

Was ich Dir da sage, Sanssouci, kommt nicht von mir, sondern ist eine Phrase, die ich oft von meinem Pathen gehört und leicht behalten habe, weil sie mit meinen Ansichten vollkommen übereinstimmt.

Als wir am andern Morgen aufstanden, machte mir mein Buckliger, der sich Meister Gravyraicus nannte, ein Name, den er wahrscheinlich selbst erfunden hatte, und den man ohne Gesichtsverzerrung nicht aussprechen konnte, den Vorschlag, mir Unterricht im Somnambulismus zu geben, da wir in dem ersten größeren Orte davon Gebrauch machen wollten. Ich willigte ein. Er ließ mich niedersitzen, hieß mich

stier vor mich hinschauen, ohne den Schein zu haben, als ob ich sehe, und lehrte mich mit offenen Augen zu schlafen; da mir aber dies die Augenlieder angriff, so erlaubte er mir die Augen zuzumachen, wenn wir nur Bauern oder arme Teufel zu kuriren haben würden.

Jetzt kamen die Tränke an die Reihe; mein Herr hatte keinen Vorrath mehr davon, und es war dringend nöthig, neue zu bereiten. Indessen ich etwa fünfzehn kleine Fläschchen zu diesem Zweck rein machte, ließ Meister Gravyraicus aus dem Dorfe die nöthigen Pflanzen, Wurzeln und Ingredienzien herbeiholen. Er zündete ein Feuer an, entlehnte von unserem Gastwirth alle mögliche Schalen und Näpfe, so daß unser Zimmer, worin Alles bunt durcheinander stand, jetzt nach dem Ausdruck meines Begleiters das Ansehen eines chemisch-magischen Laboratoriums erhielt.

„Nun," fragte ich meinen Buckligen, während er Klettenkraut schabte und ich Zimmet stieß: „wozu soll das dienen, was Ihr jetzt bereitet? Ich will wohl Euer Helfershelfer sein, aber doch nur unter der Bedingung, daß Ihr mich auch in Eure Geheimnisse einweiht. — Ihr sollt Alles wissen, Freundchen, unter uns bedarf es keiner Geheimnisse. Ich mache jetzt einen Liebestrank, und das ist eben nicht sehr schwer; es gehören dazu nur zusammenziehende Ingredienzien, Spirituosa und einige Reizmittel. Ich lasse Zimmet, Nelken, Vanille, Pfeffer, Zucker und Branntwein zusammenkochen. Hat man davon getrunken, so wird man verliebt, und wenn der, welcher meinen Liebes-

trank gekostet, sich mit dem Gegenstand seines Herzens unter vier Augen befindet, so fühlt er bald dessen Wirksamkeit und zweifelt nicht, daß ich ein Zauberer sei. Ueberdies hat diese Mischung die Eigenschaft, die Zähne zu verderben; das geschieht nicht ohne Schmerzen, und da man im gemeinen Leben Zahnweh Liebesweh nennt, so setzt man voraus, daß der, der von meinem Liebestrank getrunken hat und Zahnweh bekommt, verliebt geworden ist. Von diesem Zaubertrank verkaufe ich viel, hauptsächlich an Damen; wir müssen daher einen großen Vorrath haben.

Wir wollen jetzt den Trank vornehmen, der eifersüchtig macht; ich gestehe, daß er ein langes Studium und tiefes Nachdenken erforderte; aber ich glaube, er ist mir vollkommen gelungen. Woher entsteht zunächst Eifersucht? Aus Verdacht gegen die Treue des Geliebten. Dieser Argwohn muß eine Ursache haben, denn es besteht keine Wirkung ohne Ursache; man ist wohl manchmal ohne Grund eifersüchtig, aber meist sind Gründe da. Ich calculirte nun, wenn ich den Einen untreu mache, so wird der Andere dadurch eifersüchtig; aber wie will ich den untreu machen, der nichts von meinen Mixturen nimmt? . . . Das war es eben, Freundchen, wo es meines ganzen Genie's bedurfte, was ein Dummkopf nie erfunden haben würde, und ich ohne Hülfe medizinischer Abhandlungen erforscht habe. Ich bereite einen Trank aus Sublimat mit verschiedenen Kräutern gemischt, welche auf die Haut wirken. Dieser Zaubertrank hat die Gabe, die Augen glanzlos, den Teint bleifarbig und die Nase

dünn und gezogen zu machen; er erzeugt üble Laune, indem er auf der Haut eine Masse Pusteln und Geschwüre von verschiedener Größe hervorbringt, und macht einen so stinkenden Athem, daß die Fliegen auf zehn Schritte Entfernung umfallen möchten. Ihr könnt nun leicht denken, daß der, welcher mit der Person umgeht, die meinen Trank gebraucht, ihr leicht untreu wird, da sie nichts Liebenswürdiges mehr an sich hat, und von dem Augenblick entdeckter Untreue an wird sie natürlich so eifersüchtig wie ein Dämon!... und noch dazu bleibt sie es das ganze Leben hindurch, denn sie mag thun, was sie will, sie wird es nie wieder dahin bringen, Liebe einzuflößen. Nun, was sagt Ihr dazu?... Welch' eine Berechnung, welche Tiefe des Gedankens, welche Kenntniß von den Leidenschaften und ihren Wirkungen!... Ja, aber so sind die Menschen, von diesem Trank verkaufe ich weit weniger als von dem andern; es ist sogar selten, daß ein und dieselbe Person zweimal davon nimmt.

„Was diesen letzten Trank anbelangt, wozu ich hier das Klettenkraut schabe, so dient er dazu, Wuth, Haß, Zwietracht zu erregen; er verfehlt seinen Zweck niemals und besteht aus Manna, Rhabarber, Weinessig, Terpentin und Kakao, was Alles mit dem Klettenkraut zu einem Syrup eingekocht wird. Diese zugleich verstopfende und erweichende Mischung macht Kolik und Migräne; hat man aber Schmerzen im Kopf und im Leibe, so ist man natürlich böser Laune, geräth leicht in Wuth und hadert mit Jedermann, besonders wenn die Schmerzen im Zunehmen sind.

Ich glaube, daß das auch ganz nett ausstudirt ist, und daß mein Takt und Scharfsinn dazu gehörte, um die verschiedenen menschlichen Leidenschaften auf geschickte Weise hervorzurufen."

Ich hörte meinem Meister mit Aufmerksamkeit zu und frug ihn, als er sein Gespräch geendigt hatte, ob er vielleicht Lust habe, an mir mit seinen Tränken Versuche zu machen; allein er antwortete, daß dies ganz und gar nicht seine Absicht sei, und diese Zusicherung gab mir meine frohe Laune wieder, denn um keinen Preis der Welt hätte ich von den Zaubertränken des Meister Gravyraicus kosten mögen.

„Ich habe Euch jetzt nur noch zu zeigen, fing er wieder an, wie die Pillen zubereitet werden; das ist sehr leicht, ich mache sie alle von Brodkrume und bestreue sie nachher mit verschiedenem Pulver, um ihnen verschiedene Farben zu geben. — Und wogegen braucht man sie denn? — Um alle Krankheiten zu heilen. — Wie! Ihr kurirt mit Brodkrume? — Ja, sehr oft, denn viele Krankheiten liegen nur in der Einbildung, und wenn der Kranke glaubt, ein unfehlbares Mittel zu nehmen, so bildet er sich ein, daß es ihm hilft, und gerade diese Ueberzeugung ist's, die ihn heilt, nicht aber meine Pillen. Sie schaden wenigstens nichts, und das ist immerhin schon etwas. An Ammen und alte Frauen verkaufe ich ausnehmend viel."

Zehntes Kapitel.

Unterricht im Magnetisiren.

Ich war jetzt in alle Geheimnisse meines Herrn und Meisters eingeweiht; ich mußte ihm versprechen, ihn nicht zu verrathen, und that es; aber ich versprach nicht, mich auf Kosten der Thoren, die ihn consultirten, nicht lustig zu machen, und nahm mir vielmehr vor, dies nach besten Kräften zu thun, denn ich war, obgleich erst fünfzehn Jahre alt, doch schon ziemlich unternehmend, dreist und durchtrieben.

Das Dorf, in dem wir übernachtet hatten, gab meinem Buckligen keine Gelegenheit, seine Talente an den Tag zu legen nnd seine Mixturen zu verkaufen; wir verließen es daher, und es gelang meinem Begleiter bloß, an unsere Wirthin insgeheim eine Schachtel mit Pillen abzusetzen, welche die Haare vor dem Grauwerden und die Zähne vor dem Schwarzwerden schützen sollten.

Wir waren also wieder auf der Landstraße und hatten unsere Apotheke in einem Korbe am Sattel unseres Pferdes befestigt. Das Wetter begünstigte uns nicht; ein heftiges Gewitter überfiel uns, und als wir in der kleinen Stadt ankamen, die von unseren Wunderkuren wiederhallen sollte, befanden wir uns in einem so betrübten Zustande, daß man uns weit eher für erbärmliche Vagabunden als für gelehrte Doktoren gehalten hätte.

Wir kehrten jedoch in dem besten Gasthof des

Orts ein. Der Wirth achtete anfangs kaum auf uns und ließ sich in seiner Ruhe nicht stören; als wir aber die besten Zimmer und eine ausgesuchte Mahlzeit forderten, prüfte er uns mit zweifelhafter Miene, um den Zustand unserer Finanzen kennen zu lernen. Mein pfiffiger Meister warf mehre Thaler auf den Tisch und bewog den Wirth, die Wohnungsmiethe auf acht Tage voraus anzunehmen.

Dieses Verfahren wandelte unsern Gastwirth plötzlich um; er glaubte vornehme Incognitoreisende vor sich zu haben, räumte uns die besten Zimmer im ersten Stock ein und bediente uns aufs Allerpünktlichste.

„Mein Herr Wirth, sagte mein Buckliger zu ihm, als wir uns zu Tische setzten, Sie wissen nicht, wer ich bin, ich will zum Besten dieser Stadt indessen mein Incognito ablegen; lassen Sie also den Einwohnern der Stadt wissen, daß sie, aber nur auf acht Tage, so glücklich sind, den berühmten Gravyraicus, Leibarzt des Kaisers von China, Magnetiseur der Favoritin des Sultans von Damas, patentirter Physiker bei dem Hofe des Königs von Marocco, Chemisten des Großveziers von Constantinopel und Astrologen des Hetmans der Kosaken in ihren Mauern zu besitzen. Verkündigen Sie ihnen zugleich, daß ich in diesem Augenblicke den merkwürdigsten und seltensten Somnambulen bei mir habe, den je die Welt gesehen. Es ist ein junger Mann von dreißig Jahren, der kaum fünfzehnjährig scheint, weil er die Hälfte seines Lebens geschlafen hat. Er ist im höchsten

Grade interessant, an den Ufern des Ganges geboren, kennt alle Sprachen, die er zwar nicht alle spricht, aber besser versteht, als Sie und ich. Er enträthselt im Traume jede Krankheit, ihre Ursache, ihre Wirkungen, die Schmerzen, die sie hervorbringt, die Perioden des Uebels, und gibt die Arzneimittel sogar für solche Krankheiten an, die erst entstehen werden. Er hat die Ehre gehabt, vor Grafen, Marquis, Herzogen, selbst Königen einzuschlafen. Er hat im Schlafe Kuren vollbracht, die selbst zu König Dagoberts oder des weißen Salomons Zeiten für Wunder gegolten hätten; er hat einen Engländer vom Spleen, eine deutsche Baronesse von einer Haut-Wurmkrankheit, ihren Mann von der Gicht, eine junge Tänzerin von ihrem Haß gegen die Männer, eine alte Jungfer von der Affenliebe zu ihrem Hunde, einen Hofmann von seiner Gewohnheit, einen Katzenbuckel zu machen, einen Rentier von einer Magenschwäche, einen Autor vom Ohrenklingen und einen Musikus vom Schwind in seinen Beinen, einen Thürhüter von Steifheit der Lenden, einen Prokurator vom Jucken an den Fingern, einen Advokaten vom Stottern, einen Sänger vom kurzen Athem, eine Kokette von ihren Vapeurs, einen alten Verführer von seinem Asthma geheilt, und noch viele andere ausgezeichnete Kuren gemacht, die ich Ihnen nicht weiter aufzählen will, zumal wir keine Charlatans sind, die den Leuten nur Sand in die Augen streuen. Dieser kleine Prospektus hier, den ich Sie bitte, vertheilen zu lassen, wird genügen, den Stadtbewohnern

hier einen Begriff von unsern Kenntnissen zu geben. Hier, Herr Wirth, nehmen und glauben Sie."

Der Wirth war über Alles, was der kleine Bucklige mit vielem Nachdruck und ungewöhnlicher Sicherheit vortrug, ganz verblüfft; er nahm den Prospektus mit tiefen Bücklingen, betheuerte seine Ehrerbietung, wollte den Namen meines Meisters aussprechen, schnitt Gesichter dabei, kam aber doch nicht damit zu Stande, nahm seine Kappe ab und verließ endlich immer rückwärts sehend das Zimmer.

Als er fort war, frug ich unsern Begleiter, ob ich der dreißigjährige Somnambule sei, der alle Welt kurirt habe. — „Ja, Freundchen, antwortete er, verwundert Euch über nichts, ich stehe für Alles. Ihr sagt mir, Ihr heißt Jakob, der Name ist jedoch zu alltäglich, wenn ich Besuch bekomme, werde ich Euch daher immer Tatouos nennen; denkt fein daran. Ich werde jetzt eine Tour durch die Stadt machen und mir das Nöthige aufnotiren; inzwischen unterhaltet Euch damit, die Tränke im Schranke dort aufzustellen und einige Schachteln Pillen zu machen, ich bin sehr bald wieder hier."

Ich war jetzt allein, aber statt Pillen zu machen, naschte ich vom Zimmet, Kakao und den andern Ingredienzien, die zur Verfertigung der Zaubertränke dienten; auch stürte ich im Felleisen, das mein Begleiter offen gelassen hatte, und fand einen großen schwarz seidenen Mantel, eine falsche Nase, eine Perüke und einen flächsernen Bart darin. Ich wollte

eben alles noch genauer untersuchen, als es leise an die Stubenthüre klopfte.

„Nur herein, rief ich, ohne mich stören zu lassen. Die Thüre wurde leise geöffnet, und eine niedliche Brünette von achtzehn Jahren trat ein. Sie war eine der Dienstmädchen im Hause, und wie alle Ihresgleichen sehr neugierig und ziemlich schlau; als nämlich der Wirth unser Zimmer verlassen hatte, hörte sie ihn verkünden, daß er die zwei berühmtesten Menschen des Weltalls beherberge; einen Gelehrten, der die Franzosen wie Chinesen behandle, und einen Somnambulen von dreißig Jahren, der wie ein Kind von zwölf aussehe und die aufgewecktesten Menschen einschläfere. Da hatte Clairette auch Lust bekommen, sich in den Schlaf bringen zu lassen, um zu erfahren, wie das wohl thue, und in der Voraussetzung, daß es ihr, wenn wir einmal bekannter würden, sehr schwer werden möchte, eine Audienz zu erhalten, war sie unter dem Vorgeben, sich nach unsern Befehlen zu erkundigen, eilig zu uns herauf gekommen.

Die Kleine trat, scheinbar von Furcht und Neugierde getrieben, auf den Zehen einher, blieb zwei Schritte entfernt von mir stehen und betrachtete mich ganz aufmerksam. Auch ich sah sie genauer an und fand sie recht hübsch. Bisher war mir das schöne Geschlecht noch gleichgültig gewesen und überdies hatte ich mich noch nie mit einem jungen Mädchen unter vier Augen befunden; die Gegenwart Clairettens, die Aufmerksamkeit, womit sie mich beobachtete, nud der angenehme Ausdruck ihrer Physiognomie,

alles das brachte mich in Verwirrung, und es regte sich in mir ein bisher mir noch unbekanntes Gefühl.

Wir schwiegen beide still; Clairette sprach zuerst. — „Wie, mein Herr, sagte sie mit großen Augen, wie! ... Sie sind schon dreißig Jahre alt? — Ja, Mamsell," antwortete ich, indem ich an die Aeußerung meines Begleiters dachte und überlegte, daß diese Lüge zu sonderbaren Auftritten führen könnte. Uebrigens weißt Du, daß man im fünfzehnten Jahre gern älter und gesetzter aussehen möchte, während man es im dreißigsten bedauert, nicht mehr fünfzehn alt zu sein.

„Ach, mein Gott! ist's denn möglich! Dreißig Jahre! Sie scheinen kaum halb so alt! ... Und Clairette blickte mich noch schärfer an, und ich ließ mich betrachten und spielte den Niedlichen. — Mein Herr, Sie besitzen wohl ein Geheimniß, was Sie verhindert, alt zu werden? — Ja, Mamsell, o, ich besitze noch viele andere! — Ach, mein Herr, wenn Sie mich nur mit diesem bekannt machen wollten!... Wie zufrieden, wie glücklich wäre ich ... immer jung zu scheinen! ... Ach, was muß das angenehm sein! ... Ich verspreche Ihnen, von mir soll es Niemand erfahren! Uebrigens würde ich es auch nicht gern sehen, wenn die andern Mädchen gleichfalls jung blieben!... Dann wäre es ja kein Vergnügen mehr ... Nun, mein Herr, wären Sie wohl so gut, und ... aber gleich ... Sie können dafür verlangen, was Sie wollen!"

Das junge Dienstmädchen schien mir in der That

sehr zugethan; ich fühlte schon tausend Wünsche sich in meinem Innern regen, aber ich sprach sie noch nicht aus; ich war noch Neuling, aber empfand schon die Lust, es nicht mehr zu sein, und bei Claireten hätte ich gern meinen ersten Unterricht genommen.

Wenn man sich aber für einen Dreißiger ausgibt, will man kein Ignorant mehr sein, und um mich nicht albern zu benehmen und auszudrücken, schwieg ich und beschränkte mich darauf, Clairetten anzuschauen.

Erstaunt über mein Stillschweigen fürchtete sie schon unbescheiden gewesen zu sein; allein der Wunsch, jung zu bleiben, peinigte sie so, daß sie bald wieder zu fragen begann.

„Man sagt, Sie sind ein Somnambule, mein Herr? — Ja, das bin ich. — Und daß Sie Jedermann in den Schlaf bringen? — Ich bringe die in Schlaf, welche an meine Wissenschaft glauben. — O mein Herr, ich glaube vollkommen daran ... und wenn Sie mich einschläfern wollten ... ist's das vielleicht, was das jugendliche Ansehen gibt? — Nun ja; das ist der Anfang. — Ach, mein Herr, so fangen Sie mit mir an, ich bitte Sie, es wäre doch wenigstens so viel geschehen! Sehen Sie, wenn Sie wollten, da wir gerade allein sind und Sie Zeit haben. — Was wollen Sie? — Daß Sie mich in den Schlaf bringen! ... ich bin bereit dazu.“

Ich war sehr in Verlegenheit, und wußte nicht, wie ich mich benehmen sollte, um den Hexenmeister zu machen, und ärgerte mich daher sehr, von meinem

kleinen Buckligen nicht nähere Details über diesen Artikel gefordert zu haben. Indessen konnte ich der jungen Clairette, die mit so viel Anmuth in mich drang, nicht länger widerstehen, und dachte: Du bist doch nicht dummer als dein Buckliger; hat er auch dich nicht seine Methode, Menschen einzuschläfern, gelehrt, so willst du eine neue entdecken, und vielleicht ist die deinige noch praktischer als die seinige.

„Nun denn, ich willige ein, sagte ich zu Clairette, ich werde Ihnen Unterricht ertheilen, aber der heutige wird nur zu Ihrer vorläufigen Entfaltung dienen; in der Folge schreiten wir dann weiter vor. — Ja, ja, mein Herr, wie es Ihnen beliebt."

Das junge Dienstmädchen war so entzückt über das, was ich mit ihr vornehmen würde, daß sie wie eine kleine Tollhäuslerin im Zimmer herumsprang.

„Nun, jetzt setzen Sie sich, sagte ich und strengte mich zu einem ernsten Redeton an ... — Wohin denn? — Ei hier, auf diesen Stuhl ... neben mir ... so ... — Hier bin ich. — Geben Sie mir Ihre Hand. — O, alle beide, wenn Sie wollen!"

Ich ergriff Ihre beiden Hände und drückte sie herzlich in den meinigen; eine wohlthuende Wärme durchströmte mich; ich war so glücklich, daß ich mich nicht zu bewegen wagte, aus Besorgniß, der Zauber, welcher meine Sinne betäubte, könne zerstört werden; meine Augen waren auf die Clairettens geheftet, deren Zärtlichkeitsausdruck in mir die erste Liebe erweckte. Statt ihr Unterricht zu geben, schien es mir, als könne ich tausend Dinge von ihr lernen; ich

zitterte und wurde bald blaß, bald roth; niemals hatte es wohl einen ängstlicheren Hexenmeister gegeben! ich hatte meine Rolle vergessen, und Clairette, ohne es zu ahnen, übernahm sie statt meiner.

„Es ist auffallend, sagte das junge Mädchen, der ich seit fünf Minuten die Hände drückte, hiedurch werde ich durchaus nicht schläfrig. — Warten Sie nur, warten Sie nur, das geht nicht so eilends... Jetzt müssen Sie die Augen zumachen ... — Wie? die Augen ganz zumachen? — Ja, das ist durchaus nothwendig. — So! nun sehe ich aber gar nichts mehr.“

Als Clairette mich nun nicht mehr anschaute, verlor sich meine Furchtsamkeit, und ich wagte es, ein Küßchen auf die Lippen meiner niedlichen Schülerin zu drücken; ein noch nie gefühltes Feuer durchströmte mich, Clairette ließ sich küssen, und flüsterte nur halblaut: „Es ist doch auffallend, hiedurch werde ich durchaus nicht schläfrig.“

Ich weiß nicht, welches Ende dieser erste Unterricht genommen hätte, wenn nicht mein Meister gerade in demselben Augenblick plötzlich ins Zimmer hereingetreten wäre, als ich Clairette in meine Arme drückte. Seine Gegenwart setzte mich so in Schrecken, daß ich mit einem Sprung am andern Ende des Zimmers war. Clairette schien minder verlegen als ich; sie blieb auf ihrem Stuhl sitzen und sah mich und den kleinen Buckligen an, wie Jemand, der das Ende eines Experiments erwartet.

„Was macht Ihr denn da, mein lieber Tatouos,“

frug lächelnd der kleine Pfiffikus, obgleich er die Ursache meiner Verwirrung sehr gut errieth... — Ich, ich suchte dies junge Mädchen in den magnetischen Schlaf zu bringen. — Ah! dabei waret Ihr!... Aber Ihr wißt ja, daß dazu einige nothwendige Vorkehrungen gehören, auch jetzt die Stunde nicht günstig ist ... Glaubt mir und verlegt Euren magnetischen Unterricht auf eine andere Zeit."

Dabei gab er mir einige Winke, die ich sehr gut verstand, und näherte sich Clairetten, die noch immer ruhig auf dem Stuhle saß.

„Mein liebes Kind, ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr Euch unterrichten zu lassen Lust habt und an unsere Wissenschaft glaubt. Beruhigt Euch, wir werden Euch mehr lehren, als Ihr vermuthet ... und hauptsächlich der Herr Tatouos, der seine Kunst vorzüglich versteht und gern Proselyten macht. Aber noch ist der rechte Augenblick nicht da ... Euer Herr verlangt Euch in der Küche; die Fricassés könnten anbrennen, und das würde mich ärgern, denn ich liebe die räucherigen Saucen und ausgetrockneten Braten nicht. Geht, liebes Kind. Morgen beginnen wir unsere großen Experimente, ... und wenn Ihr das seid, wofür ich Euch halte, so sollt Ihr mit unsern Mysterien näher vertraut werden! Kurz! Ihr sollt morgen schlafen und klar sehen!"

Ich weiß nicht, ob Clairette verstand, was mein Buckliger damit meinte, aber sie machte eine tiefe Verbeugung und entfernte sich. Als sie vor mir vorüber war, warf sie mir noch einen Blick zu, dessen

Ausdruck mir den Kopf vollends ganz verdrehte; da ich meinem Gefühle nicht widerstehen konnte, und es mir gleich war, was mein Kollege mir vielleicht sagen möchte, so folgte ich dem jungen Mädchen auf die Hausflur.

„Wenn Ihr wollt, daß ich Euch Alles lehre, was ich weiß, sagte ich leise zu ihr, so sagt mir, wo ich Euch sprechen und treffen kann? — O, mir ist nichts lieber! ... Da, Ihr steigt hier diese Treppe noch weiter hinauf ... und ganz oben, die kleine Thüre rechter Hand ... ich werde sie halb offen lassen. — Schon gut! — Aber ich werde doch auch jünger? — Sorgt nicht!"

Clairette verließ mich; und ich kehrte zu meinem Kollegen zurück. Du siehst, die Liebe hatte mich schon erfinderisch gemacht; ein fester Charakter, ein feuriger Kopf und eine kräftige Gesundheit führten mich vor der Zeit auf den Weg verliebter Abenteuer.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 19

Stuttgart 1843

P.o.gall. 2569 l-19
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101588-9